Baiersche Sprichwörter

mit

Erklärung ihrer Gegenstände

zum

Unterricht und Vergnügen.

Erstes Bändchen.

München, 1812.

bei Ignatz Joseph Lentner,

Buchhändler zum schönen Thurm.

Inest Paroemiis natiua quaedam et genuina vis veritatis. Alioquin qui fieri potuit, ut eandem plerumque ſententiam in centum dimanasse populos, in centum videamus transfusam linguas, quae ne tot quidem ſaeculis, quibus nec pyramides obstiterunt, vel interierit, vel consenuerit, ut merito dictum illud videatur, Veritate nihil esse robustius.

Erasmus in Prov.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Jede Nation hat ihre Sprichwörter, die ihrem innern Gehalte nach sehr ähnlich sind, aber das unterscheidende Gepräge von den Eigenheiten der Sprache, Sitten, Gewohnheiten, des Geistes und Charakters eines Volkes erhalten. Es mag wohl jedes Sprichwort viele Erfahrungen gekostet haben, bis es anerkannt und im Umlauf gesetzt wurde. Denn der Mensch handelt

BIBLIOTHEK MÜNCHEN

vorerst nur nach sinnlichen Trieben, die ihn gar oft irre führen. Der widrige Erfolg macht ihn aufmerksam und nachdenkend. Er zieht aus seinen Erfahrungen Regeln für künftige Fälle ab, die er oft durch sehr neuve Bilder ausdrückt. Solche Regeln verbreiten sich schnell, werden nachgesprochen, werden Sprichwörter. Es gehen zwar aus der Erfahrung keine allgemein giltigen Maximen hervor, welche nur ein Produkt der Vernunft seyn können. Aber die Erfahrung von vielen hundert Jahren gewähret doch eine Versicherung über das, was in den meisten Fällen geschieht. Die Sprichwörter enthalten sohin einen wichtigen Schatz von Menschenkenntniß, von Sitten- und Rechts-Regeln, von gesellschaftlichen Verhältnissen, welche durch ihren bildlichen Ausdruck, manchmal auch durch den Reim, auf den sie gestellt sind,

im Gedächtniß wie eingeleimt halten, wie ein Instinkt wirken und die Denk- und Handlungsweise des Volkes leiten. Die klare Wahrheit, die in ihnen liegt, und die neuve Mine, mit der sie sich darstellt, macht sie unsterblich: sie überleben alle Wissenschaften. Ihr Ausspruch ist nicht verdächtig, weil man sie schon als gute, alte Bekannte kennt. Sie belehren und bestrafen und beleidigen dabey doch nicht, weil dem Zuhörer die Anwendung davon frey gelassen wird und ihr Witz zugleich gefällt, der ohne Anstrengung entdeckt wird und gar oft lächerliche Verhältnisse befaßt. Deßwegen bedienten sich die Weisen des Alterthums der Sprichwörter sehr häufig. Salomon, Sirach, die ältesten Gnomologen bey den Griechen würzten ihre Weisheits-Lehren mit Sprichwörtern. Vorzüglich brauchbar sind sie beym Unterrichte des

Volkes. Selbst der größte Menschenlehrer Christus wendete sie hie und da zu diesem Zweck an; z. B. Matth. 7; 6. 10; 25. 19; 24. 23; 24. Tiefsinnige Untersuchungen oder auch nur die Fassung derselben kann man dem Volke nie zumuthen; es würde dadurch nur verwirrt, unschlüßig und zu lange nicht zum Handeln kommen. Das Volk kann sich nicht über die gemeine Ansicht der Dinge, und bis zur eigentlichen Vernunft erheben; der sogenannte gesunde Menschenverstand ist sein Antheil, und dieser gesunde Menschenverstand liegt in den Sprichwörtern zum täglichen Gebrauch im Handel und Wandel, bei Leid und Freud. Doch läuft auch nicht selten falsche Waare mit unter, oder es ist die Anwendung von manchen Sprichwörtern dem Misbrauch zu sehr ausgesetzt. Deßwegen wäre eine Erklärung und nähere Bestimmung derselben

nicht überflüßig; doch, da die Zahl der Sprichwörter sehr groß ist; so würde ein Kommentar über jedes derselben zu weitläufig seyn. Richtige Begriffe von den Gegenständen, über welche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten vorhanden sind, geben den kürzesten Aufschluß über ihren Werth und Anwendung. Es wird dadurch die rohe Wahrheit, wie sie in den Sprichwörtern liegt, mehr ausgebildet, von den Schlacken der Erfahrung, woraus sie entstanden ist, gereiniget und brauchbarer gemacht. Dieses habe ich bei dieser Arbeit bezweckt. Der Leser findet hier die in Baiern üblichen Sprichwörter und schriftlichen Redensarten, so viele mir beyfielen, nebst einer kurzen Erklärung ihrer Gegenstände. Diese Erklärungen suchte ich durch einzelne Züge aus der Menschengeschichte anschaulich und unterhaltend zu

machen. Die alte Geschichte ist in dieser Hinsicht viel reichhaltiger als die neue, die sich fast einzig mit Kriege und politischen Streichen befaßt, als wären die Menschen ganz in Tieger und Füchse ausgeartet, oder, sollten der Nachwelt nur in ihrem rasenden Zustand bekannt werden. Wird meine Arbeit dem Leser eine lehrreiche Unterhaltung gewähren; so ist meine Absicht erreicht.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Absicht.

Die gute Meinung deckt alle Fehler. Man darf des Guten wegen nichts Böses thun. Das gut Meinen — bringt oft Weinen. Man mästet das Schwein nicht seinetwegen. Man grüßt oft den Zaun des Gartens wegen. Man küsset oft das Kind der Mutter wegen. — Es kommt darauf an, wie er's meint. Er weis schon, warum er's thut. Nichts ohne Ursach'.

Die äußern Handlungen des Menschen sind ein unsicherer Zeuge von seiner Rechtschaffenheit oder Bösartigkeit. Sie zeugen von sich selbst nur über ihre Recht- oder Unrechtlichkeit. Die Absicht, der sehnende Blick der Seele nach einem bestimmten Ziele, und

Staats-Bibliothek München

die Triebfeder, die den Menschen zum Handeln in Bewegung setzte, bleiben verborgen, und für kein sterbliches Auge schaubar. Und doch hangt vorzüglich von diesem unsichtbaren Geist der Werth oder Unwerth der Handlungen ab. Wenn eine Handlung, wie sie erscheint, untadelhaft ist, so vermuthen gute Menschen, daß auch die Absicht, aus der sie entsprungen ist, eben so beschaffen sey: weil sie wegen eigener Lauterkeit auf eine gleiche Handlungs-Weise bey andern schlüßen. Die Bösen aber vermuthen aus dem nämlichen Grunde bey aller Rechtlichkeit einer Handlung, die ein Anderer thut, unlautere Absichten; oder suchen wenigstens den Werth einer edlen That, die dem Vollbringer derselben Ehre machet, durch die Angabe einer unedlen Absicht, die er dabey gehabt haben könnte, zweifelhaft zu machen. Da heißt es: er weis es schon, warum er's gethan hat, nichts ohne Ursache ꝛc. Durch diese lieblosen Aeusserungen bekennen die bösen Menschen, daß sie wohl wissen, was zum Gutseyn erfodert werde: denn sie fassen das kleinste Fäserchen von Unlauterkeit in den Absichten beym fremden Handeln sorgfältig auf, um die Reinheit fremder Tugend damit zu beflecken. — Unterdessen ist es wohl wahr, daß es eine Menge schielender

Seelen giebt, die anders handeln und anders gesinnt sind. Daher sind die Sprichwörter entstanden: Man küßt oft das Kind der Mutter wegen. Denn wer der Mutter gefallen will, muß ihre Kinder loben; indem sie sich alle Schmeicheleyen, die den Kleinen gemacht werden, als den Urbildern derselben zueignen. Es geschieht aber auch nicht selten, daß man die Mutter der Tochter wegen küßt. Die Eitelkeit verblendet die Mütter gewöhnlich so so sehr, daß sie den Eckel nicht bemerken, der den Liebhaber ihrer Töchter bey dieser Arbeit erschüttert. In beyden Fällen giebt sich der Falsche die Mine, als gehe seine Absicht nicht über den Gegenstand hinaus, mit dem er sich unmittelbar beschäftiget. Er giebt sich das Ansehen, als mäste er das Schwein des Schweines wegen, und die Gutmüthigen glauben und trauen auf diesen Schein. Glaubten doch auch die griechischen Abgesandten, der reiche Römer Lucull halte ihretwegen täglich prächtige Mahlzeiten. Sie verbaten sich die Einladung für die Zukunft, weil ihnen der Aufwand zu groß schien, der, wie sie glaubten, ihretwegen gemacht werde. Lucull versicherte sie aber, daß zwar ihretwegen etwas geschehe, doch das meiste geschehe wegen Lucull selbst. Dieser Römer war doch aufrichtig.

Man darf zufrieden seyn, wenn nur immer doch etwas der Griechen wegen geschieht. Wenn sich der Vornehme zum gemeinen Mann herab läßt, und ihn freundlich wie Einen seiner Kaste behandelt; so grüßt er sicher nur den Zaun des Gartens wegen. Er hat seine Dienste, oder sein Geld, oder — nöthig. Da sey auf deiner Hut, gutmüthige Seele, und denke, nichts ohne Ursache ꝛc. Manche wissen ihre wahren Absichten so tief zu verstecken, und die Oberfläche ihrer Handlungen mit täuschenden Farben zu übertünchen, daß selbst feine Köpfe dadurch sicher gemacht werden. Der Carthaginenser General Hanibal schonte im punischen Kriege die Landgüter des römischen General Fabius auf alle mögliche Weise. Fabius glaubte anfänglich, es geschehe aus Achtung für seine Person, die große Männer sich auch als Feinde nicht versagen. Allein der schlaue Carthaginenser hatte die Absicht, ihn durch seine ausgezeichnete Schonung den Römern verdächtig zu machen, und sich von einem so klugen Gegner, der ihn mehr zu begleiten, als zu bekämpfen schien, dadurch zu befreyen. Hanibal verblendete die Römer wirklich so sehr, daß sie dem Fabius einen General mit gleicher Gewalt an die Seite setzten, der sogleich eine Schlacht wagte und ver-

lohr. Dieß war ein loser Streich unter dem Schein des Guten. Es geschieht aber auch oft, daß besonders einfältige Leute bey allem Schein des Unschicklichen und Bösen die besten Absichten haben. Dann sagt man, die gute Meinung decke alle Fehler, oder es war nicht übel gemeint. So wollte ein Major zu Koventry der Königinn Elisabeth von England nach einer gewonnenen Seeschlacht über die Spanier gewiß ein sehr schmeichelhaftes Kompliment machen, da er ihr sagte: „Zum Henker, Eure Majestät, dießmal nahm der König von Spanien die unrechte Sau beym Ohr.“ Der Mann hat es herzlich gut gemeint. Allein die gute Meinung oder Absicht rechtfertiget zwar das Herz, wenn Zweck und Mittel nicht unschicklich sind; aber nie den Verstand, noch weniger hemmt sie die Folgen, die aus einer gut gemeinten, aber übel berathenen Handlung fließen. Daher bringt gut Meinen oft Weinen. Wollte man jedoch der Maxime: „die gute Meinung macht alles gut,“ die Ausdehnung geben, daß alle Mittel, die zum Zweck dienen, durch die gute Absicht erlaubt und geheiligt würden; so könnte man nicht leicht einen verderblichern Grundsatz aufstellen. Nein! um des Guten willen darf man nichts Böses thun. Wenn ein Gutes nur durch ein

Böses erreichbar wäre, so ist es ein sicheres Zeichen, daß es nur gut scheinet, ohne es wirklich zu seyn. Der Mensch, um seines hohen Ranges in der Schöpfung würdig zu seyn, muß nicht nur allein streben, sich seiner Absichten mit Deutlichkeit bewußt zu seyn, um die thierische Gedankenlosigkeit zu vermeiden; sondern sich auch der Lauterkeit derselben befleißen. Das, was die Vernunft nach reifer Erwägung für das Beste erkennt, sey das Ziel seines Strebens und die Eine Triebfeder seines Willens; dann befindet sich der Mensch, als ein Wesen göttlichen Geschlechtes, in seinem natürlichen Zustande; jeder Andere ist unnatürlich und entehrend.

Adel.

Edel macht das Gemüth, nicht das Geblüt.
Da Adam hackt', und Eva spann', wo war denn da der Edelmann?

Der bürgerliche Adel besteht in gewissen Rechten, welche der Staat einzelnen Staatsbürgern oder ganzen Familien und ihren Nachkommen vor andern Bürgern zugesteht. Einen natürlichen Adel giebt es nicht, denn die Na-

tur hat allen Menschen gleiche Rechte ertheilt und gleiche Pflichten aufgelegt. Wir sind alle göttlichen Geschlechtes, Kinder des einen Gottes. Es mag wohl die Dankbarkeit des Staates gegen einzelne verdienstvolle Staatsbürger die Quelle des Adelstandes gewesen seyn. Wenn solche Vorrechte einem um den Staat hochverdienten Mann für seine Person ertheilt werden; so mögen es seine Mitbürger als ein Dankopfer ansehen, welches allenfalls aus der Armuth des Staates, dem keine andern Mittel, Verdienste zu belohnen, zu Geboth stehen, zu rechtfertigen ist. Allein die Ertheilung eines Erbadels ist wenigstens eine unkluge Maxime. Denn der Zweck der Adelung soll seyn, andere durch diese Praemie zu großen Thaten zu reizen, und ausgezeichnete Verdienste um den Staat zu belohnen. Durch die Erblichkeit des Adels wird aber allen Nachkömmlingen des Erbadelichen dieser mächtige Reiz entzogen. Sie besitzen schon, was sie erst durch vorzügliche Verdienste erwerben sollen. Daher mag es kommen, daß sich so wenige aus diesem Stande bey den vielen Mitteln zu ihrer Bildung, die ihnen vor vielen andern zu Gebothe stehen, vortheilhaft auszeichnen; daß es nicht lauter Edle unter den Adelichen giebt. Der Adelsbrief soll ein öffent-

liches Beglaubigungs-Schreiben des Staates seyn, daß der Inhaber desselben ein edler, um das Vaterland hochverdienter Mann sey, dem man volles Zutrauen schenken dürfe. Allein wie oft muß man mit dem Dichter sagen: „Dich adeln konnt' ein Federstrich, doch edeln kann kein Kaiser dich." Denn edel macht das Gemüth, nicht das Geblüt, noch ein Diplom. Es würde sicher zum Besten des Adels selbst gereichen, wenn dieser Stand vermindert würde. Die Domstifte in Deutschland hatten wenigstens um die Verminderung des Adels einiges Verdienst; nun ist auch dieser Damm durchbrochen. Die Insulaner auf den Societäts-Inseln im Südmeere, welche in Gefahr waren, ganz adelig zu werden, halfen sich damit, daß sie ihren Errioy die Ehe untersagten und einen Orden der Krieger aus ihnen bildeten. Doch weg mit solchen politischen Entmannungen! Man dürfte nur den Adel auf den Erstgebohrnen, oder, wie in England, auf den Guts-Besitzer einschrenken; so könnten die übrigen Sprossen der Familie leicht ihr Unterkommen im Bürgerstande finden, und diesen Stand selbst wegen ihrer bessern Bildung in vielen Rücksichten erhöhen. Man will zwar den Adel für einen Damm wider

wider den Despotism der Fürsten ausgeben, er soll das Volk bey denselben vertreten, weil er wegen seiner größern Unabhängigkeit eher ein freyes Wort sprechen darf als die Staats-Beamten. Allein wo der Adel mächtig ist, despotisirt er selbst die Unterthanen, so daß öfters gute Fürsten sich derselben wider den Adel annehmen mußten, wie in Böhmen, Ungarn, Schweden rc. Wo aber der Adel ohnmächtig ist, steht er im Dienste und Sold der Fürsten. Auch für eine Stütze des Thrones giebt sich der Adel aus; allein die neuesten Beyspiele auf drey Thronen sind gar nicht geeignet, diese Behauptung zu begründen. Der Adel wird sehr allgemein von den übrigen Staats-Bürgern gehaßt. Die thörichte Einbildung, womit die Adlichen sich für eine Art von höhern Wesen halten und sich deßwegen als Ungemeine von den gemeinen Menschen sorgfältig unterscheiden und mit Verachtung oder einer gnädigen Herablassung dieselben behandeln, mag die Ursache dieses Hasses seyn. König Franz der erste von Frankreich belehrte über diese Thorheit seinen Adel einmal sehr nachdrücklich. Dieser König schätzte den Mahler del Vinci sehr hoch, und zeichnete ihn überall aus, daß sich der Hofadel vor Aerger

darüber beklagte. Ihr thut unrecht, sagte dann der König, daß ihr euch über die Ehre verwundert, die ich dem großen Mahler Vinci erweise. Ich kann an einem Tage viele solche Herren machen, wie ihr seyd. Niemand aber als Gott ist vermögend einen solchen Menschen, wie Vinci ist, hervorzubringen. Auch Kaiser Max I. gab seinem Jägermeister, der immer über die Gelehrten spottete, zur Antwort: Es ist leichter zehn Jägermeister als Einen Gelehrten zu finden. Das heiß ich, einem die Nativität stellen! In China, diesem großen und blühenden Reiche, welches schon auf einer hohen Stuffe der Kultur stand, da unsere Vorfahren noch Eichel aßen und träge auf ihren Bärenhäuten schliefen, weiß man um keinen Geschlechts-Adel. Unterdessen übertrift wohl kein Volk auf der Erde die chinesische Nation in der Sorgfalt, mit der sie jedes Verdienst hervorzuziehen, und selbes so wohl im Leben als nach den Tod zu ehren sich bestrebt. In China giebt das Verdienst allein Anspruch auf ausgezeichnete Achtung und Ehrenstellen. Deßwegen ist es nichts seltnes, daß ein Mann von der niedrigsten Abkunft eine der höchsten Stellen des Reiches begleitet. Die Obrigkeiten sind verbunden, auf jede edle Handlung in ihrem Bezirke Acht zu haben und

der Regierung davon Nachricht zu geben. Der Hof spendet dann Tituln, Ehrenstellen und Geschenke aus. Es giebt da viele Beyspiele, daß Ackersleute, die eine Verbesserung des Feldbaues unternommen haben, in dem Stand der Mandarinnen (ein Personaladel) erhoben wurden. Ihr Name, und ihre That oder Erfindung, wegen welcher sie diese Auszeichnung erhielten, wird in die Jahrbücher ihres Wohnorts eingetragen, und zu ihrem Andenken Ehrensäulen, mit vielen Lobsprichen geziert, errichtet. Diese Art der Adelung entspricht ihrem Zweck viel wirksamer als die unserige, welche vollends allen Werth verlohren hat, seitdem man sie wie eine Waare nach festgesetzten Preisen zu verkaufen pflegt. Der Vorschlag eines kraftvollen Schweizers wäre daher wohl der Erwägung werth: „Man mache einen Unterschied zwischen dem Recht des Adels als Eigenthümers, und den Anmassungen seines Standes, die keinen Grund im Recht des Eigenthums haben; man überlasse die Letztern dem Zahn der Zeit, der so kraftvoll an diesem Irrthume naget, und unterwerfe die ersten den Grundsätzen, ohne welche das Eigenthum kein gesellschaftliches Recht seyn kann.“

Alter.

Die Alten reden gern vom alten Käs. Alte Stiefel bedürfen viel Schmiere. Alte Karren gern knarren. Je älter, je kärger. Alter Mann, junges Weib, gewisse Kinder. Das Alter ist selbst eine Krankheit. Alte Kirchen haben dunkle Fenster. Der alten Rath, der jungen That, macht Krummes grad. Alte Füchse sind schwer zu fangen. Es hülft kein Alter für eine Thorheit. Wer das Alter nicht ehrt, ist dessen nicht werth. Wer nicht alt werden will, kann sich jung hengen lassen.

Unter dem Alter werden die verschiedenen Stufen des menschlichen Lebens verstanden, die sich durch besondere Veränderungen an Geist und Leib merkbar machen. Beyde Bestandtheile des Menschen werden nach und nach entwickelt, erreichen ihre Vollkommenheit, wenn sie gehörig gepflegt werden, und der unedlere Theil, der Leib, nimmt nach und nach wieder ab, bis er endlich, wie eine Pflanze vermodert. Der Geist behält seine Kraft und verläßt nur seine bisherige Wohnung, weil sie ganz unbrauchbar für ihn geworden ist. Man pflegt das mensch-

liche Leben in fünf Perioden zu theilen, die Kindheit, das Knabenalter, die Jugend, das männliche und hohe Alter. Die Markungen dieser Zustände sind von der Natur nicht fest bestimmt. Unterdessen kann man die Kindheit auf sieben; das Knabenalter auf vierzehn; den Jüngling auf fünf und zwanzig; das männliche auf fünfzig und das hohe Alter auf siebenzig Jahre setzen. Die über diese Gränze hinaus leben, die Greise, gehören unter die Seltenheiten. Deßwegen werden sie auch nach den alten deutschen Rechten, wenn man von ihrem Leben keine Nachricht hat, für todt gehalten und Verschollene genannt. Die Beschaffenheit der Eltern, das Klima, die Lebensart und viele andere Umstände haben einen zu großen Einfluß auf den Menschen, als daß nicht oft diese Lebens-Perioden verkürzt oder verlängert werden sollten. Wie die Früchte früher reif werden, wenn bie Witterung günstig ist, so ist auch oft der Jüngling vorzeitig ein Mann. Doch hier haben wir nur von der letzten Poststation des Lebens, vom hohen Alter, zu sprechen. Bey uns ist der Mann, welcher nicht zu schnell gelebt hat, bis zum fünfzigsten Lebens-Jahre kraftvoll, dann aber fangen die Saiten allmählig an nachzulassen. Den Sechziger zählt man schon

unter das alte Eisen. Der, heißt es, reißt auch keine Bäume mehr aus; springt auch über keinen Zaun mehr; erläuft auch keinen Haasen mehr; hat auch sein meistes Bier schon getrunken; der darf zusammen packen, darf sich reisefertig machen. Unterdessen hofft der Sechziger noch zwanzig bis dreysig Jahre zu leben, und derjenige würde sich bey ihm schlecht empfehlen, der seine Hoffnung zweifelhaft machen wollte. Rache aber würde denjenigen verfolgen, der es wagen wollte, ein Mitglied des schönen Geschlechtes, wenn gleich die Zeit Furchen die Kreuz und Quer über selbes gezogen hat, unter die Alterthümer des menschlichen Geschlechtes zu zählen. Allein das Alter läßt sich nicht verbergen. Die Kräfte weichen, die Sinne werden schwächer, die Glieder steif, die Arbeiten, welche sonst mit Leichtigkeit verrichtet wurden, werden den Alten zu schwer, sie müssen daher den Rest ihres Lebens in Unthätigkeit hinbringen. Doch die lange Weile würde sie zu sehr quälen, deßwegen schwätzen sie gern, und erzählen nach der Länge und Breite, was sie alles erlebt, gethan und ausgestanden haben. Die ältesten Begebenheiten und Erfahrungen wissen sie des tieferen Eindrucks wegen, den selbe auf die weichen Fiebern ihrer Jugend gemacht haben,

am umständlichsten zu erzählen. Sie wiederholen ihre Geschichtchen gar oft, und finden sie doch immer unterhaltend. Sie leben dabey ihr Leben vom Neuen durch, und verjüngen sich gleichsam bey jeder Wiederholung ihres Lebenslaufs. Denn sie reden am liebsten von ihren eigenen Erfahrungen, von ihren Zeiten, d. i. vom alten Käs. Sie loben nur ihre Zeiten, und schmähen über alle Neuerungen. Man kann ihnen diese Vorliebe zum Alten nicht übel nehmen: denn ihre goldenen Zeiten sind vorbey. Wollten sie den neuen Ansichten der Dinge bey sich Eingang gestatten; so würde zwischen ihren alten Begriffen und den neuen Ankömmlingen die größte Uneinigkeit entstehen, welche beyzulegen die guten Alten nicht mehr Kraft genug besitzen. Deßwegen weisen sie diese Gäste, ihrer Ruhe wegen, mit Waffen von sich, welche sie noch führen können, mit Klagen und Schmähen. Dazu kömmt noch, daß ihnen ihre Jugendzeit mit der Erinnerung an viele genossene Freuden vorschwebt; das Alter aber ihre Sinne für jeden Freudengenuß abgestumpft hat und ihre Thätigkeit lähmet. Bey einer so ungünstigen Vergleichung müssen die alten Zeiten freylich den Vorzug erhalten. Dieser Vorliebe für gewohnte Begriffe, welche in ihnen eingerostet sind, ist auch

der Eigensinn zuzuschreiben, dessen man die Alten beschuldiget. Es ist oft viel Schmiere, gute Worte, nöthig, um sie biegsam zu machen. Das mürrische Wesen der Alten, das Knarren der alten Karren, kommt gewöhnlich von der Unbehülflichkeit und Gebrechlichkeit ihres Leibes her. Die Fenster an der alten Kirche werden immer dunkler, das Gehör überliefert ihnen die Nachrichten von aussen nicht treu mehr, wenn sie auch Mund und Augen dazu aufsperren, und die Ohren, so viel es noch möglich ist, spitzen. Die Mühlsteinlein in ihrem Munde sind abgemahlen und ausgefallen; die ganze Maschine wird steif, und knarret, und der geplagte Einwohner knarret dann mit, indem er wohl merkt, daß alle Balken nachlassen, und der Giebel bald einstürzen wird. Sonderbar könnte es auf den ersten Blick scheinen, daß man bey vielen Alten ängstliche Sparsamkeit, ja manchmal Geiz antrift. Es scheint, als wollten sie noch Reisegeld sammeln, nachdem sie die Reise durchs Leben bereits vollendet haben. Allein die Hoffnung, noch viele Jahre zu leben, welche keinen verläßt, und die Ueberzeugung, sich nichts mehr erwerben zu können, und ohne Vermögen vernachläßigt und verachtet zu werden, rathet den Alten die Sparsamkeit an. Deßwe-

gen sagte Simonides, als ihm jemand bey seinem hohen Alter den Geiz vorwarf: ich will lieber meinen Feinden etwas zurücklassen, als bey lebendigem Leibe von meinen Freunden verlassen zu werden.

Bey allen diesen Schwachheiten können die Alten viel nützen, wenn sie den Schatz von Erfahrungen, welchen sie in dem langen Laufe ihres Lebens gesammelt haben, der jungen Welt mittheilen. Nackte Kenntnisse der Dinge kann sich der junge Mann bald verschaffen; aber damit reicht er in der wirklichen Welt, wo alles ineinander verflochten und umwunden ist, nicht aus. Er vermuthet überall ebene Wege, und stoßt dann auf Schroffen und Höhlungen, woran sein Wagen umschlägt. Seine Formen sind zu enge; er will die Gegenstände zusammenpressen, bis sie hineinpassen; allein dadurch zerstöret er sie, und verwirret alles. „Die Theorie, sagt Garve, ist eine Landkarte. Sie ist wohl für Reisende, die nur die Lage und die Entfernung der Oerter zu wissen verlangen, sehr nützlich. Aber wenn man auf ihre Anzeige ökonomische Operationen gründen wollte, würde man sich oft getäuscht finden. Die Theorie läßt alles besondere weg, daher ist man in

Praxi gar oft von ihr verlassen." Nur eine lange Erfahrung macht die Kenntnisse vollständig und anwendbar. Deßwegen haben die Völker der Vorwelt nur Männer von hohem Alter zum Rathe, die jungen aber zur Ausführung der Beschlüsse gewählt. Bey den Persern mußte man über fünfzig Jahre gelebt haben, um Staats-Rath werden zu können. Die Bedachtsamkeit und Erfahrenheit der Alten soll den Leichtsinn und das Feuer der Jugend mässigen und leiten, dann kann selbst das Krumme wieder gerade werden. Plutarch sagt im Leben des Aristides: Ein weiser Alter darf nicht aus dem Hause gehen, und kann doch sehr viel nützen, indem er die Jugend durch seinen Rath unterrichtet, und ihr die Bahn bezeichnet, darauf sie bey Handhabung der Geschäfte einhergehen soll. Das Haus des weisen Aristides war eine öffentliche Schule der Tugend, der Weisheit und der Staatskunst. Es stand allen jungen Leuten zu Athen offen, die ein gutes Gemüth hatten. Nur ist von den Alten wegen der oben berührten Fehler des Alters nicht leicht eine große Veränderung der einmal eingeführten Verfassung und Gewohnheiten zu erwarten. Denn die Alten bleiben gern beym Alten. Die Neufranken haben deßwegen anfänglich einen Rath

der Alten und einen Rath der Jungen eingeführt; dieser hatte die Vorschläge zu machen, und jener zu prüfen. Dadurch sollten die Fehler der Jugend und des Alters vermieden, und ihre beyderseitigen Vorzüge vereiniget werden. Doch das Alter allein schützet vor keiner Thorheit, es müssen immer zugleich richtige Kenntnisse und Rechtschaffenheit damit verbunden seyn. In dieser Gesellschaft ist das Alter gewiß ehrwürdig. Wer so lange gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens gekämpft und alle seine Kräfte zum Wohl der Gesellschaft verwendet hat, der verdient es wohl, daß man ihm die Abendstunden seines Lebens angenehm mache. Bey den Lacedämoniern war es Gesetz, daß die jungen vor den Alten von ihren Sitzen aufstehen, auf dem Wege ausweichen, stille stehen, und selbe von dem Gastmahle nach Hause begleiten mußten, um ihnen dadurch Ehre zu erweisen. Auch die Verweise der Alten mußten die Jungen mit Ehrfurcht annehmen. Als zu Athen ein Greis in das Schauspielhaus kam, both ihm keiner seiner Landsleute einen Sitz an. Kaum bemerkten ihn die Spartanischen Abgesandten, die eben zu Athen waren, so stunden sie von ihren Sitzen auf und nahmen den Greis in ihre Mitte. Früher schon, wie Diodor verst-

chert, behandelten die Aegyptier ihre Alten mit eben dieser Ehrfurcht. Eine feine Sitte! wozu der Dichter Mohn auch die deutsche Jugend ermahnet:

Steht vor den mit grauem Haare
Schön geschmückten Greisen auf;
Viel sind ihrer Pilgerjahre,
Lang und mühvoll war ihr Lauf.
Spottet niemals ihrer Schwächen,
Sucht und schätzet ihre Huld,
Und ertraget die Gebrechen
Ihres Alters mit Geduld.

Amt.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Ein Aff bleibt ein Aff, er mag König werden oder Pfaff. Kein Aemtl ist so klein, wobei sich nicht das Hengen verdienen läßt. Keine Würde ohne Bürde. — Man hat ihn aus dem Sattel gehoben. Man hat ihm die Hufeisen herabgerissen.

Ein Amt ist ein von der Gesellschaft oder den Machthabern derselben übernommener Auf-

trag, bestimmte fortwährende Geschäfte zu besorgen. Die nöthigen Fähigkeiten und Eigenschaften dazu begründen den Beruf zum Amte. Jeder, der ein Amt sucht oder annimmt, soll daher seine Fähigkeiten und die Geschäfte des Amtes wohl kennen und mit einander vergleichen, damit er sich keine Last aufladet, die ihm zu schwer ist und nur zum Nachtheil des gemeinen Wesens von ihm verwaltet werden kann. Nur wenn man seine Geschäfte mit Leichtigkeit und auf's Beste verwaltet, kann man frohen Muthes seyn. Würden alle Aemter im Staat und in der Kirche auf's Beste besetzt seyn, so müßte eine Harmonie des Ganzen entstehen, die entzückend wäre. Allein es knurren und schnurren viele Saiten an den zwey großen Erziehungs-Instrumenten der Menschheit, am Staat und in der Kirche, daß einem die Ohren wehe thun. Die ersten Oberamtmänner im Staat und in der Kirche, die Fürsten und Bischöfe, behaupten zwar gerade weg, sie hätten ihr Amt von Gott erhalten, und versichern uns darüber, so oft sie zu uns sprechen mit ihrem: „Wir von Gottes Gnaden." Wenn's so ist, so darf man freylich hoffen, daß ihnen Gott mit dem Amt auch den nöthigen Verstand werde ertheilt haben, oder, wenn er das nicht für thunlich fand,

heimlich die Regierung selbst führen werde. Die Königinn Christine von Schweden, die ihren Thron verließ und in Rom privatisirte, schrieb wenigstens an den Bischof Burnet in England: Es könne nicht anders seyn, als daß die Kirche durch den heiligen Geist regiert werde, denn sie habe vier Päbste in Rom erlebt, von denen sie wohl schwören könnte, daß kein einziger derselben einen gesunden Menschenverstand gehabt habe. Kaiser Max der Erste bekannte selbst, daß die Welt übel bestellt wäre, wenn Gott nicht das Beste bey der Regierung thun würde: denn das geistliche Regiment, sagte er, ist mit einem tollen Pfaffen (dem heiligsten Vater Julius II.) und das Weltliche mit mir, einem verwegenen Gemsenjäger, besetzt. Davon läßt sich wohl ein überzeugender Beweis für die göttliche Weltregierung abziehen, indem wir ja die Welt noch in ziemlicher Ordnung vor unsern Augen sehen, obwohl diejenigen, welche sie dem Anschein nach regieren, oft eher zu allem als zu diesem Amt geschickt sind. Bey den Unterbeamten, welche nicht von Gottes Gnaden, sondern wegen vorzüglichen Fähigkeiten zu den Aemtern kommen sollen, wird der Mangel der letztern gleich sichtbar. Die es vermögen, halten sich freilich auch einen heiligen Geist unter

der Gestalt eines Secretärs, der sie inspirirt; aber die Unvermögenden müssen sich mit ihrer Geistesarmuth lebenslang schleppen und prostituiren. Schon der alte Socrates hat die beste Methode angegeben, wie man dergleichen Unberufene von den Aemtern abhalten könne. Als Glaucon, ein Junger von Adel, zu Athen diesem Weisen sagte: daß er sich nun bald anschicken werde, die Republik zu regieren; so fieng Socrates an, ihm nach seiner Art den Puls zu fühlen. Was willst du vorerst dem Staate für einen Dienst leisten? Dem Glaucon fiel keine Antwort bey. Etwa ihn zu bereichern? Ja, das ist's, sagte Glaucon. Kennest du die Quellen der Einnahmen und die Abflüsse der Ausgaben, um jene zu erweitern und diese zu verstopfen. Glaucon schwur, daß er nichts dergleichen kenne. Oder willst du etwa durch Eroberungen den Staat bereichern? Ja, das ist's, sagte der adelige Schwachkopf. Du wirst also die Macht der Republik und ihres Feindes sowohl zu Wasser als zu Land genau kennen? Allein Glaucon schwur bey allen Göttern von Athen, daß er dem Socrates nichts von allen diesen verrathen könne. Auf diese Weise führte ihn Socrates durch alle Staatszweige; allein Glaucon wußte überall nichts. Es ist gut, daß dieser

alte Krittler längst am Gift gestorben ist. Stünde er den Prüfungen der Staats- und Kirchen-Beamten vor, so würde ja das zahlreiche Geschlecht der armen Glaucone ganz zu Grunde gerichtet werden. Doch dem größern Theile der Unterbeamten fehlt es eben nicht an hinlänglicher Geschicklichkeit zu ihren Geschäften, wohl aber oft an der gehörigen Amtstreue. Es liegt Wenigen ihr Amt recht am Herzen; die Meisten thun nur, was zur Noth gethan werden muß. Deßwegen wird das Gute selten zur Vollkommenheit gebracht, weil es nur halb und halb mit sichtbarer Gleichgültigkeit, oft mit Widerwillen gethan wird. Nur in solchen Fällen, wo die Habsucht einige Nahrung findet, bemerkt man Thätigkeit. Daher ist zu befürchten, daß, wenn Taxen, Sporteln und Stollgebühren abgeschaft und den Aerzten ergiebige Besoldungen gegeben werden, die guten Leute im Zeitlichen und Geistlichen an Leib und Seele noch mehr vernachlässiget werden, als bisher geschehen ist. Der größte Theil sucht nur seine Versorgung, sein Brod, nicht das Amt. Wie kann man von solchen Männern erwarten, daß sie vom Geiste des Amtes beseelt seyn werden? Sie sehen ihre Geschäfte für eine

Last

Last an, welcher sie sich so schnell wie möglich entledigen möchten, und deßwegen selbe mangelhaft betreiben, oder gar vernachlässigen, wodurch der Staat gezwungen wird, Aufseher über Aufseher zu bestellen, damit doch die wichtigsten Gegenstände befördert und die größten Nachläßigkeiten verhindert werden. Gar oft wäre es nöthig, daß den Beamten zugerufen würde, was ein Weib dem König Philipp von Macedonien, der ihr öfters die Rechtspflege unter dem Vorwand anderer Geschäfte versagte, zurief: Wenn du nicht Zeit hast, mir Recht widerfahren zu lassen, so sollst du auch nicht König seyn. Philipp empfand die ganze Stärke des Verweises und untersuchte und entschied ihre Sache auf der Stelle. In den verdorbensten Zeiten schlich sich sogar die Gewohnheit ein, die Aemter im Staate den mehr Zahlenden zu verkaufen. Wenn man auch sichere Maaßregeln ergreifen könnte, daß nur Würdige zu dieser sonderbaren Licitation gelassen würden; so bleibt diese Gewohnheit doch immer eine Pestbeule an einem Staate, weil gerade die rechtschaffensten und brauchbarsten Männer wegen Armuth von den Aemtern ausgeschlossen werden können, in welchen

sie die ersprießlichsten Dienste zu leisten im Stande gewesen wären. Es mag wohl bei einigen Aemtern wegen Sicherheit der Verwaltung rathsam seyn, daß man selbe nur solchen, die ein bestimmtes Eigenthum besitzen, anvertraut; allein ein Verkauf der Aemter läßt sich nie rechtfertigen. Kein geringes Versehen bey Besetzung der Aemter wird auch damit begangen, daß man zwar nach den Kenntnissen, die zum Amte nothwendig sind, Nachfrage hält, aber sich um den moralischen Charakter des Bewerbers wenig bekümmert: und wie sehr hängt doch von selben die Rechts- und Sitten-Pflege und Ehrlichkeit der Verwaltung ab? Nur Rechtschaffenheit mit Kenntnissen vereiniget soll Anspruch auf Aemter im Staat und in der Kirche geben, dann würde die Welt über die Früchte dieser zwey großen Bildungs-Anstalten der Menschheit freudig staunen.

Arbeitsamkeit.

Wer nicht arbeitet, der soll nicht essen. Wenig Küh, wenig Milch. Arbeit gewinnt allzeit. Arbeitsamkeit ist die beste Lotterie. Arbeiten soll man als wollte man ewig le-

ben; fromm seyn, als wollte man alle Stund sterben. Lust und Lieb zu einem Ding, macht alle Müh' und Arbeit g'ring: Nach geschehener Arbeit ist gut ruhen. Hast kein Land, so hülf dir mit der Hand. Ein schlechter Fleiß, der seyn muß. Ein Mühlstein wird nicht moosig. Viele Schur und wenig Wolle. Das eine muß man thun, und das Andere nicht unterlassen. Recht gethan ist viel gethan. — Da ist's waschen und's Bügeln beysammen. Er kommt selten aus dem Geschirr. Er sucht halt auch einen Pfenning zu verdienen. Er ist ein rechter Geschaftlhuber, oder Würger. Sie ist eine gute Hausursel. Die Arbeit ist fertig bis auf's Leimen.

Arbeiten heißt anhaltende Geschäfte, welche Anstrengung fodern, verrichten, auch jeder zweckmäßigen Beschäftigung wird dieser Name beygelegt. Arbeitsamkeit ist das eifrige Bestreben, die Arbeiten, wozu uns Beruf und Umstände verpflichten, gern, und so gut als möglich zu verrichten. Der Mensch hat viele Bedürfnisse, und Gott fand es nicht für gut, ihm die gebratenen Vögel in Mund flieh'n zu

lassen. So was mag bey den Herren Elysiern im Gebrauch seyn, wo, wie uns Blumauer auf Ehre versichert, die gebratenen Hasen herumlaufen und flehn, sie zu transchiern, und zu speisen. Gott hat uns Erdebewohner größten Theils nur die Stoffe hingelegt, aber zugleich die Kräfte verliehen, jene für unsere Bedürfnisse zu verarbeiten. Durch Arbeit muß also der große Fond zur Erhaltung des menschlichen Geschlechtes flüssig gemacht werden. Es hat jedoch der Mensch ausser der Nahrung und Kleidung noch viele andere Bedürfnisse, welchen abgeholfen werden muß, um das zu werden, was er seyn soll, ein Nachbild der Gottheit. Es liegt im Menschen alles, was dieses Emporstreben bis zur höchsten Vollkommenheit möglich macht. Allein wie der Keim im Saamenkorn ohne Regen und Sonnenschein unentwickelt bleibt, so würden auch alle höhere Kräfte im Menschen ohne äussere Reitze stäts schlummern. Durch die sinnlichen Bedürfnisse werden nur die thierischen Kräfte aufgeweckt. Die geistigen Bedürfnisse würde die Menschheit erst spät fühlen, und noch später zu befriedigen wissen, da der größte Theil der Menschen mit der Bearbeitung der Stoffe zur Befriedigung der sinnli-

chen Nothdurft die Hände voll zu thun hat. Deßwegen sind besondere Klassen von Männern erfoderlich, welche für Geistes-Bildung, für das gemeinsame Wohl, und die Sicherheit der Gesellschaft Sorge tragen. Daher müssen viele die allernährende Erde bauen, andere verarbeiten die mannigfaltigen Erzeugnisse der Natur zum Gebrauch, einige setzen die Produkte in Umlauf; andere sorgen für die Ausbildung des Geistes und Herzens, wieder andere leiten die gemeinsamen Geschäfte, wachen über Sicherheit der Personen und des Eigenthums, und schützen die Gesellschaft vor Gewaltthätigkeit. Wenn jede dieser Klassen in ihrem Berufe arbeitsam ist, so wird durch dieses gesellschaftliche Zusammenwirken allen Bedürfnissen des Menschen abgeholfen, seine Fähigkeiten werden ausgebildet, und eine selige Zufriedenheit erfüllet sein Herz. Daraus ist von selbst klar, daß ein Mensch, der zum Wohl der Gesellschaft nichts beyträgt, wo er doch beytragen könnte, auch nicht verdient von selber unterhalten zu werden. Wer nicht arbeitet, soll nicht essen. Ein Land ist glücklich, sagte Mark Aurel, wo jeder nur von seiner Arbeit, und niemand von fremdem Schweiße lebet. Daher durfte sich im alten Rom niemand auf der Gasse sehen lassen,

der nicht ein Zeichen seiner Profession bey sich hatte; die Gassenjungen würden ihn sonst verspottet, und der Zensor oder Polizey-Direktor zur öffentlichen Arbeit angehalten haben. Deßwegen trugen die Handwerker immer eines ihrer Instrumente, die Gelehrten ein Buch, die Priester ein Baret, der Zensor ein Gewicht, die Konsuln eine Streitachse ꝛc. bey sich. Durch fleißiges Arbeiten kann sich jeder so viel erwerben, als er zu seinem Unterhalt nöthig hat, wenn anders mit dem Fleiß auch Sparsamkeit und häusliche Klugheit verbunden wird. Allein wenn das Weib naschet, und die Töchter, wie Lilien, weder spinnen, noch nähen, und doch schön gekleidet einher gehen wollen, dann ist freylich die Arbeit des Mannes nicht hinreichend, so viele Unnützlinge zu befriedigen. Die Arbeitsamkeit gewährt neben dem noch viele Vortheile. Sie erhält den Menschen gesund und froh, denn sie befördert den Umlauf des Blutes und der Säfte; giebt durch erregten Hunger den Speisen und Getränken Würze und Gedeihen. Durch Arbeit wird immer etwas hervorgebracht, das uns als ein Zeuge unsrer Geschicklichkeit und Gemeinnützigkeit Vergnügen macht. Die Achtung und Liebe der Mitbürger wird dem fleißigen Arbeiter zu Theil; er genüßt ihr Zu-

trauen, weil man ihn schon seiner Arbeitsamkeit wegen, die vor Ausschweifungen und Laster verwahret, für einen rechtschaffenen Mann hält. Dagegen trifft den Arbeitscheuen Verachtung und Mißtrauen, weil er sich als ein unnützes Glied der Gesellschaft darstellt, das durch Mangel oder lange Weile leicht zu bösen Streichen gereizt wird. Es giebt aber auch Menschen, die aus Habsucht über ihre Kräfte arbeiten, und dadurch ihre Gesundheit zerstören. Sie haben ganz unrichtige Begriffe vom Zweck der Arbeit und dessen Produkte; sie legen beyden den höchsten Werth bey, da sie doch nur zur Erhaltung unsers irdischen Lebens dienen sollen, ohne welches wir unsere Bestimmung, die hohe Bildung unsers Geistes und Herzens, nicht erreichen könnten.

„Arbeit nährt den Docht des Lebens,
Aber der lebt wohl vergebens,
Der nur strebet nach Gewinn.
Höher steckt das Ziel des Lebens!
Der lebt sicher nicht vergebens,
Der auch strebt nach edlem Sinn."

Argwohn.

Der Argwohn ist ein Schalk. Wenn die Katze einmal einen Vogel gefressen hat, so muß sie alle gefressen haben. Man sucht niemand hinter dem Ofen, wenn man nicht selbst schon hinten gesteckt ist. Der letzte hat den Sack gestohlen. — Man muß ihm den Puls fühlen, an Busch klopfen. Wenn man's beym Licht betrachtet, so ist nichts dahinter.

Der Argwohn ist ein arger Wahn, womit man bey Andern böse Absichten, Anschläge oder Thaten ohne hinlänglichen Grund vermuthet. Wird dieser Wahn bey einem Menschen zur herrschenden Gesinnuug, so ist er ein bedaurungswürdiges Geschöpf, das sich und andern zur Qual lebt. Baco vergleicht die argwöhnischen Gedanken sehr wohl den Flätermäusen, die nur bey der Abenddämmerung aus ihren Schlupfwinkeln hervorkommen: denn in der Dämmerung von schwacher Wahrscheinlichkeit treibt der Argwohn sein Wesen am liebsten. Betrügliche, falsche Menschen sind immer geneigt, ähnliche Gesinnungen bey Andern anzunehmen. In diesem Falle ist der

Argwohn ein Schalk, der andere hinter dem Ofen sucht, wo er selbst gewöhnlich steckt. Doch ist nicht immer Bösartigkeit die Quelle des Argwohns. Bey Vielen entspringt er aus Verstandes-Schwäche, die eine richtige Beurtheilung der Dinge verhindert, wo dann, wenn die Sache beym Licht besehn oder aufgeklärt wird, der Irrthum verschwindet. Bey Manchen kömmt diese Gemüths-Krankheit von den ungesunden Säften oder dickem Blute des Körpers her. Bey Andern ist eine heftige Neigung zu einem Gegenstande Schuld daran, welche ihnen die entfernteste Gefahr für selben nahe und bedenklich schildert. Daher werden Geizige und Verliebte gar sehr von diesem Schalke geplaget. Aber auch die besten Menschen fallen in die Stricke des Argwohnes, wenn sie das Unglück gehabt haben, öfters in die Hände schlecht denkender Menschen zu gerathen, die sie verrätherisch und betrüglich behandelten. Durch solche Zufälle setzt sich ein Mistrauen im Herzen fest, das in einen allgemeinen Menschenhaß übergeht, wo man auch Redliche wie glühende Kohlen aus der Hand schleudert. Die schlechten Könige in Rom machten den Königs-Namen so verhaßt, daß auch der redlichste Patriot beym Volk in Verdacht kam, wenn er den unbedeu-

tendsten Zug einer königlichen Herrschaft an sich blicken ließ. Der Consul Valerius, der sich doch bey der Vertreibung des letzten Königs Tarquin und Gründung der Republik am thätigsten zeigte, mußte sein schönes Haus, das, auf der Spitze des Berges Velia erbauet, über alle andere Häuser hervor ragte, wieder niederreissen, um den Argwohn des Volkes zu tilgen, das aus der hohen Wohnung des Consuls schon den König auf sich herabsehn sahe. Zu Ungerechtigkeiten aller Art verleitet der Argwohn den Geplagten, dessen Seele er beherrschet, denn er erwägt nicht bedächtlich, und untersuchet nicht kaltblütig, sondern ihn setzt schon der Schein in volle Bewegung. Ein fürchterliches Beyspiel des Argwohnes, und aus ihm stammenden Unheils liefert uns die Geschichte unserer Fürsten. Ludwig dem Strengen kam ein Brief in die Hände, den seine junge Gemahlinn Maria von Brabant an einen Raugrafen schrieb. Der Herzog nahm sich nicht Zeit, den Brief bedächtlich zu lesen, und den Inhalt zu erwägen. Der Funke des Argwohns von Untreue seiner Gemahlinn entflammte so plötzlich sein ganzes Wesen, daß er, einem ergrimmten Tieger gleich, um sich wüthete; was ihm in Weg kam, ohne Unterschied, mordete, und ohne weitere Untersuchung

seine unschuldige Gemahlinn enthaupten ließ. Nach der grausamen That wachte er wie vom Schlafe auf, erkannte die Unschuld seiner treuen Gemahlinn, und ergraute früh vor Reu und Kummer. Dieß sind herbe Früchte des Argwohns. Schwer ist diese Krankheit der Seele zu heilen. Nur edelgesinnte, und großmüthig handelnde Menschen können dem Argwöhner wieder eine bessere Meinung von unserm Geschlechte beybringen, oder der Arzt.

Armuth.

Die Armuth ist keine Schande, doch leere Säcke stehn nicht wohl aufrecht. Die Armen kennt niemand. An den Armen will jeder die Schuhe abwischen. An armer Leute Bart lernt der Junge scheeren. Arme Leute haben weit heim. Die Armuth findet alles auf den ersten Griff. Armer Leute Hoffahr dauert nicht lange. Die Armen helfen alle, daß kein Reicher falle. Arm und alt sind zwey schwere Bürden, man hätte an einer genug zu tragen. Die Armuth im Alter wehe thut. Kurze Haare sind bald gebürstet und nichts ist bald gegessen. — Da geht's klein unter. Er ist ein blutarmer

Mensch. Der tragt nicht schwer an Dukaten. Hilf den Armen, und verjag' den Bettler.

Der Armuth mangeln die Mittel, sich die gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen. Der Dürftigkeit gebricht es wohl gar an den Nothwendigkeiten des Lebens. Doch man unterscheidet in der gemeinen Sprache die Grade des Mangels so genau nicht, und zählt alle unter die Armen, welche an Mitteln Mangel leiden, nach der in ihrem Stande gewöhnlichen Weise zu leben. Wenn die Armuth von schlechter Wirthschaft, Trägheit oder andern verschuldeten Ursachen herkömmt, so bringt sie wahre Schande. Ist sie aber aus unverschuldeten Ursachen entstanden, so wird deßwegen einem solchen Armen kein Rechtschaffener seine Achtung entziehn. Daher finden diejenigen, welche durch Unglücksfälle, als Feuersbrünste, Hagelschlag, Viehsterben, Krieg, Krankheiten ꝛc. in Armuth gerathen sind, immer thätige Unterstützung. Allein es giebt so viele Arme, von derer Schuldlosigkeit man nicht offenbar überzeugt ist, und daher ungewiß bleibt, ob man durch Unterstützung nicht Trägheit und Müssiggang nährt. Auch

ist's für den gesunden Armen sehr zeitversplitternd, und für den Alten oder Kranken unmöglich, die Gaben der Mildthätigkeit in kleinen Portionen an so vielen Thüren zu sammeln, das Ehrgefühl wird dabey zu sehr angegriffen, und der Muth, der aus dem Bewußtseyn der Menschenwürde stammet, niedergeschlagen. Deßwegen muß jeder wohlgeordnete Staat es den wohlhabenden Einwohnern durch zweckmäßige Armen-Anstalten leicht machen, ihre Wohlthaten den würdigen Armen, welche Feinde der Armuth sind, und daher immer durch Arbeitsamkeit und Sparsamkeit dagegen kämpfen, zufließen zu lassen, ohne daß diese Unglücklichen gezwungen sind, sich zu Bettlern herabzuwürdigen. Uebrigens ist die Armuth ein wahres Uebel, und so viel möglich zu verhüten. Denn der Kummer für den nothdürftigen Unterhalt läßt den Armen nie recht froh werden, er macht ihn furchtsam, kriechend, leere Säcke stehn nicht aufrecht, und verleitet ihn zuletzt noch gar zu Lastern. Von dem großen Haufen der Menschen, die jeden nur nach dem Reichthum schätzen, den er besitzt, wird der Arme verachtet, jeder will die Schuhe an ihm abwischen. Durch eine solche Behandlung entsteht in ihm ein Haß gegen die Reichen, und ein Unglaube an Got-

tes Vorsehung, die ihm allen Trost von Gott und Menschen rauben, und zu bösen Thaten fähig machen. Demnach ist es kein geringes Verdienst, wenn der Arme bey so vielen Versuchungen ein rechtlicher und tugendhafter Mensch bleibt. Deßwegen schätzt das Christenthum den tugendhaften Armen so hoch, er legt die schwere Probe ab, die Tugend ohne Vortheil zu lieben. Dieses ist das rechte Gelübde der Armuth, das alle, die in die Gesellschaft der Christen aufgenommen werden, angeloben. Die Zeiten des Mönchthumes haben den großen Gedanken verhunzt. Das Christenthum hat aber auch die Armen, um ihnen die schwere Probe ihrer Tugend zu erleichtern, den Reichen auf's dringendste empfohlen, und dadurch unzählbare Anstalten zur Unterstützung der Armen veranlaßt. Wie viele Spitäler, Kranken- Armen- und Waisenhäuser, wie viele andere milde Stiftungen haben dem Christenthume ihr Daseyn zu danken! Selbst Kayser Julian, ein Feind der Christen, erkannte diesen Geist der Wohlthätigkeit und Milde, womit die Christen das Elend unter den Menschen, sie mochten ihres oder eines andern Glaubens seyn, zu mindern strebten, und foderte seine Heyden auf, sich von jenen in einer so schönen Tugend nicht übertreffen

zu lassen. Je mehr das Christenthum blühen würde, desto weniger würde die Armuth gefühlt werden. Ein großes Werk der Wohlthätigkeit hat der edle Graf Rumfort gethan, daß er eine nahrhafte Suppe für die Armen wohlfeil zu kochen gelehrt, und zu gemeinsamen dergleichen Kochanstalten mit bestem Erfolg ermuntert hat. Wie vielen armen Familien hat er damit ihr Daseyn erleichtert!

Aufsicht.

Wer will, daß's ihm geling', schau' selbst zu seinem Ding. Des Herrn Aug' dinget den Acker. Wenn die Katze aus dem Haus ist; so regen sich die Mäuse. Wollte lieber eine Wanne voll Flöhe hüten, als euch (Kinder) in Ordnung halten. Man läßt ihn halt so fortwursten, was er thut, das thut er; es ist aber schon ein Thun darnach. Man muß ihm auf die Haube oder Elsen gehen. Man muß ihm den Zügel halten. Man muß ihn auf die Finger klopfen. Man muß ihm einen Riegel schüssen.

Es ist die Trägheit, die Fahrläßigkeit und die Ichsüchtigkeit, die kein fremdes Wohl

kennt, so groß unter den gewöhnlichen Menschen, daß es, wo Andern Geschäfte anvertraut werden müssen, nothwendig ist, Aufseher über Aufseher aufzuthürmen. Wer seine Geschäfte andern überläßt, und nicht einmal nachsieht, was sie machen, der muß sehr viel Vermögen haben, wenn er nicht bald arm werden sollte. Die Lohnknechte hohen und niedern Standes haben theils zu wenig Ehrlichkeit, theils zu wenig Amtseifer, um nicht immer des Zügels und Spornes benöthiget zu seyn. Selbst die Ehrlichen und Eifrigen sind des Lobes bedürftig, um auszuhalten; ihre Treue, Fleiß und Geschicklichkeit soll bemerkt werden, und der Wohlgeruch des Lobes nicht zu sparsam unter ihrer Nase dampfen, wenn der Eifer nicht ermatten soll. Daher sind Visitatoren, Präsidenten, Commissäre, Inspektoren, Oberinspektoren, Oberknechte rc. unentbehrliche Leute. Daher ist D. L. Hausregel sehr rathsam:

Der Mann muß selber seyn der Knecht,
Will er's im Hause finden recht.
Die Frau muß selber seyn die Magd,
Will sie im Hause schaffen Rath.
Gesinde nimmermehr bedenkt,
Was Schad und Nuz im Hause bringt.

Es

Es ist ihm nicht viel glegen dran,
Weil sie das Gut nicht eigen han.

Man muß alles zählen, wägen, unter Schloß und Riegel halten; alles selbst vorgeben, und auch auf den Verbrauch desselben noch Acht haben, kurz, niemand trauen, bis er todt ist. Demungeachtet tragen dir die Tröscher das Korn in Stiefeln davon; die Mägde würden täglich berauscht seyn, wenn die Milch eine berauschende Kraft hätte; die Knechte theilen mit den Pferden den Haber; an die Näherinnen und Schneider hängen sich die Flecke selbst an; die Mühler könnten die Säcke nicht mehr zubinden, wenn sie dieselben zu sehr anfüllten. Wie es in dergleichen Dingen bey Hausökonomien gehalten wird, eben so verhält es sich bey Staats-Oekonomien und Regierungen. Es ist kein Dienstchen so klein, wobey sich nicht das Hengen verdienen läßt. Die Fürsten und Regierungen setzen freylich einen neben, über, und unter den andern in der Voraussetzung, daß ein Schelm dem andern nicht trauen werde; das zwingt wohl die Leute zu einem schärfern Nachdenken, und fleisigern Umhersehn, ob einem keiner über die Schulter hineinschaut; allein der bortierte Hut steht

doch in der Rechnung. Man muß diesen Leuten einen Riegel schüssen. Ach! man hat schon allerley Riegel erfunden, doch es schlüßt keiner so genau, daß nicht immer noch ein Fuchs durchschlüpfen könnte. Eine religiöse Gewissenhaftigkeit wäre wohl der beste Riegel. Ich weis nicht, warum die Dienstherren bey ihren Dienstleuten so wenig darauf Rücksicht nehmen. Er ist freylich an sich unsichtbar, aber die Früchte, die er zu Tag bringt, geben seine Trefflichkeit zu erkennen. Man sollte an diesem Riegel schon bey der Jugend durch alle Stände mit aller Sorgfalt zu zimmern anfangen, und nichts dulden, was diese Arbeit aufhalten oder vereiteln kann, sondern vielmehr ihre Beförderung auf alle Art begünstigen. Denn die Gewissenhaftigkeit nimmt täglich mehr ab, und läßt sich durch keine Aufsicht ersetzen.

Ausreden.

Eine schlechte Maus, die nicht neun Löcher hat. Wenn der Wagen umfällt; so hat er fünf Räder. Eine gute Ausrede ist einen Batzen werth. Ein schlechter Schütz, der keine Ausrede findet. Es ist kein Topf so

schief, es findet sich ein Deckel dazu. Wenn der Schreiber nichts nütz ist; so muß die Feder daran Schuld seyn. Die Fenster brechen alle von selbst. Der Niemand ist an allem schuldig. Thue ich's nicht, so thut's ein anderer. Einmal ist nicht oft. Einmal ist keinmal. Er hat sich naus purgirt. Er hat sich weiß gebrennt.

Niemand will seine Fehler bekennen. Man bekennt dadurch wenigstens, daß man ohne Fehler seyn soll. Doch das Mittel, welches viele anwenden, ihre Fehler zu beschönigen, ist oft schlimmer, als das Vergehen, welches damit soll bedeckt werden. Manche wollen die Laster zu Tugenden machen, um sich weiß zu brennen. Andere dichten Umstände zusammen, die ihre Handlungsweise rechtfertigen sollen, oder sie schieben ihre Schuld auf Andere. Kurz, jeder will unschuldig seyn. Als der Herzog von Ossuna die Galeerensclaven besuchte und jeden um sein Verbrechen fragte, betheuerte jeder seine Unschuld, oder gestand doch nur einen so kleinen Fehler ein, der kaum der Strafe eines eintägigen Hausarrestes werth gewesen wäre. Ein Einziger be-

kannte, daß er die Strafe gar wohl verdient habe. Sogleich befahl der Herzog, diesen Einzigen los zu lassen. Es ist höchst unschicklich, sagte er, einen solchen Verbrecher unter lauter unschuldigen Menschen noch länger zu dulden. Diese Ehrlichsprechung war beißend genug. Ein herzhafter Mann verachtet die lügenhaften Ausreden, und bekennt seine Fehler offenherzig; setzt aber die veranlassenden Ursachen seines Vergehens hinzu, damit man ihn nicht härter beurtheile als er es verdient. So betrugen sich die Tarentiner männlich, welche über Pyrrhus, den König von Epirus, der eine strenge Zucht unter ihnen einführen wollte, laut schimpften. Der König foderte sie vor sich. Nachdem sie seine Verweise eine zeitlang angehört hatten, sagten sie: Wahrhaftig, König! hätte es uns nicht an Wein gefehlt, wir würden es in der That noch viel ärger gemacht haben.

Bauer.

Der Bauer ist ein Laurer. Der Bauer und der Stier ist ein Thier. Wenn der Bauer nicht muß, bewegt er keinen Fuß. Der Bauer glaubt nur seinen Vater. Wenn

man den Bauer bittet, so wird er um eine Spanne länger.

Die größten Männer im Alterthume beschäftigten sich mit der Landwirthschaft. Man holte die Raths- und Feldherren vom Pflug, sagt Cicero. Den M. Curius Dentalus trafen die Abgesandten von Rom eben beym Ackern mit dem Pflug in der Hand an, als sie ihm die Bitte des Senates, die Feldherrnstelle der Republik zu übernehmen, überbrachten. Er erwarb sich dreymal die Ehre des Triumphes. Cato arbeitete mit seinen Knechten im Feld und aß einerley Brod mit ihnen. Dieser Cato, Censor von Rom; Hiero, der zweyte König von Syracus, Attalus, König von Pergamus, und Archelaus von Cappadocien, schrieben über den Ackerbau. Bey den Chinesern war der Ackerbau von jeher in höchsten Ehren. Es ist in diesem großen Reiche eine, alte Gewohnheit, daß der Kaiser selbst alle Jahre im Anfang des Frühlings unter großer Feyerlichkeit einige Furchen pflüget. In jeder Provinz wird von Zeit zu Zeit ein Ackersmann, der sich durch Verbesserungen im Ackerbau vorzüglich ausgezeichnet hat, zum Mandarinate erhoben. Die Alten konn-

ten die Glückseligkeit der Landleute nicht genug erheben. Die Asträa, die Göttinn der Gerechtigkeit, sagen die Dichter, habe sich von den Städten auf das Land geflüchtet, ehe sie die Erde verlassen hat. Es ist noch ietzt wahr, daß sich die Ehrlichkeit hie und da bey den Landleuten aufhalte, wenn sie weit genug von den Städten entfernet sind, und sich nicht mit Handelschaften abgeben. Von diesen Wenigen mag Virgils schöne Lobrede des Landlebens noch bewahret werden. „Glückliche Landleute, sagt er, unter euch herrscht noch stiller Friede, und Einfalt der Sitten, die weder List, noch Betrug kennt. Hier findet man mannigfaltigen Reichthum, Ruhe in der weiten Gegend, kühle Grotten, frische Quellen, und düstre Wälder. Hier findet man eine Jugend, die zur Arbeit abgehärtet, und eines nüchternen Lebens gewohnt ist. Gottesfurcht und Achtung gegen Aeltere ist hier noch zu Hause." Der Stand der Ackersleute ist die Grundfeste des Staates, denn er ernährt alle, und ist daher der größten Achtung werth. Zu seinen Arbeiten werden zwar keine großen Geistesgaben erfodert, und lassen ihm auch nicht Zeit genug übrig, die auf bessere Ausbildung des Geistes könnte verwendet werden. Deßwegen ist der Bauer gewöhnlich rohe, und auch sein

Körper wegen anhaltenden und gleichförmigen Arbeiten steif und plump. Offenheit, Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit sind ihm natürlich. Allein die Städtebewohner, mit denen er durch Handel in Umgang kömmt, verderben bald seine natürliche Tugend. Sie verachten den Bauer und übervortheilen ihn, wo sie's vermögen. Daraus entsteht der Haß der Landleute gegen die Städter und ihr Mistrauen gegen selbe, und ihre Freude, wenn sie einen Städter auch übervortheilen können. Sie nehmen dazu die Mine der Einfalt an, als wenn sie nicht Fünfe zählen könnten, lauren aber hinter derselben nur auf Gelegenheit, den sich viel klüger dünkenden Schafkopf zu prellen. Bey solchen Fällen, die heut zu Tag gar gewöhnlich sind, bekennt der Städter, daß der Bauer so dumm nicht ist, als er aussieht, da heißt es: der Bauer ist ein Lauer. An dem Bauer rupfen alle übrigen Stände vom Fürsten bis zum Bettler, und müssen wohl an ihn kommen. Denn er gräbt den Schatz aus der Erde, von dem alle leben. Da kommt bald der Fürst mit Steuern und Anlagen, bald der Grundherr mit Dienst, Gülten und Scharrwerken, bald der Beamte mit Taxen und Sporteln, bald der Pfarrer mit Zehend und Stollgebühren, bald der Jä-

ger und Gerichtsdiener mit Recht und Unrecht, endlich täglich eine Menge Bettler. Bey so vielen Anfoderungen ist es nicht zu verwundern, wenn ihm zu Zeiten die Geduld ausgeht: oder wenn's ihm dünken möchte, als würde für die großen und wichtigen Dienste zu viel gefodert, die ihm alle diese Foderer leisten. Weil immer nur Foderungen und Befehle an ihn kommen, so ziehn sich seine Muskeln schon zusammen, so bald er nur von einer neuen Verordnung, wenn er schon den Inhalt noch nicht weiß, reden hört. Wenn dergleichen Verordnungen auch offenbar nur seinen Nutzen zum Zweck haben, so nimmt er noch Anstand, Vertrauen und Glauben daran zu wagen. So unglaublich kommt es ihm vor, daß es jemand, ausser sein Vater, mit ihm gut meinen soll. Dieses Mistrauen zeiget wohl deutlich genug, daß dieser Stand lange genug nur gemißhandelt worden seye. Eine freundliche Behandlung ist ihm deßwegen so ungewohnt, daß er bey einer solchen in Gefahr kömmt, um eine Spanne länger, d. i. hochmüthig zu werden. Bey besserer Bildung, welche das jezige Zeitalter diesem Stand zu geben verspricht, und bei einer edlern Behandlung wird der Bauer auch großherziger werden, und hie und da einen Fuß bewegen,

wo er eben nicht muß. Seine Hartnäckigkeit, mit der er den alten Gewohnheiten anhangt, kommt theils von Bequemlichkeit her, denn das Alte hat man im Griff; theils vom Mistrauen, welches mislungene Projekte erzeugt haben. Wo er aber die Vortheile mit Augen sieht und mit Händen greift, da bleibt er nicht zurück. Man hat den Bauernstand zu sehr vernachläßiget und verachtet, als daß er besser seyn könnte als er ist. In der künftigen Generation wird er sich schon viel mehr Achtung erwerben, als er iezt fodern kann. Wenn man ihn aber über Dinge aufklären will, die nicht zu seinen Stand gehören, wenn man ihm zumuthen will, er soll die Flug- und Volksschriften fleißig kaufen, damit die Herren Scribenten bey Kräften bleiben; wenn man ihn mit allerley Artikeln des Luxus bekannt macht; so wird er bald die schweren Arbeiten seines Standes zu lästig finden, und mehr verzehren wollen als er hervorbringt. Es hat von jeher unter den Bauern einige Schriftgelehrte, und Bauernkönige gegeben; sie sind aber immer dabey nachläßige Hauswirthe, welche lieber über alle Dinge in der Welt raisonniren als arbeiten.

Beleidigung.

Wer gar zu empfindlich ist, wird oft beleidiget. Wer kegeln will, muß auch auffsetzen. Er hat ihn vor den Kopf gestossen. Er hat ihm in's Aug, oder in's Herz gegriffen. Zwey harte Stein mahlen nicht klein.

Eine Beleidigung ist ein Leiden der Seele, eine Kränkung, die entsteht, wenn wir glauben, die uns schuldige Achtung seye verletzt worden. Es hat jeder Mensch ein feines Gefühl für den Grad von Achtung, der ihm in der menschlichen Gesellschaft zukömmt, ja gewöhnlich fodert er etwas mehr Achtung, als ihm eben die bürgerlichen Verhältnisse nach genauer Abwägung zuerkennen würden, weil die Eigenliebe jedermann beredet, er wäre wenigstens würdig, um eine Stufe höher zu stehen. Deßwegen wird der Menschenfreund, der gern erfreuet, die Bezeugung seiner Achtung gegen Andere immer lebhafter ausdrücken, als es eben die Verhältnisse fodern. Das Angenehme des gesellschaftlichen Umganges bestehet vorzüglich im rechten Verhältniß der Feinheit der Sitten zur Freyheit im Reden und Handeln. Diese muß durch jene gehörig beschränkt wer-

den, wenn der Umgang mit Menschen angenehm seyn soll. Die Feinheit der Sitten wird jedem die Achtung sichern, die er vernünftiger Weise erwarten kann. Die Freyheit wird den Zwang, das steife und blöde Benehmen verscheuen. Doch wer einen zu hohen Begriff von sich selbst hat, dem wird die Achtung immer zu gering scheinen, die ihm Andere erweisen, und wird sich daher gar oft für beleidigt halten. Man sagt dann, er ist zu empfindlich, es wäre nöthig, jedes Wort vorher auf der Goldwage abzuwägen, oder man trüge ihn auf den Händen herum. Solche empfindliche Menschen schränken die Freyheit des Umgangs zu sehr ein, und lähmen die muntere Stimmung der Gesellschaft. Und doch sind gewöhnlich sie es selbst, die sich eine ungebührliche Freyheit gegen Andere erlauben, weil sie sich und Andere unrichtig schätzen. Andere, denen keine so hohe Idee von ihnen beywohnt, erlauben sich dann die nämliche ungebührliche Freyheit gegen sie, und entschuldigen sich damit: Wer kegeln wolle, müsse auch aufsetzen. Wirkliche Beleidigungen wird jeder gesittete Mensch auf's sorgfältigste vermeiden. Sie zerstören alles gesellschaftliche Vergnügen und ziehn oft traurige Folgen nach sich, denn ein Tröpfchen vom tödtlichen Gifte,

das sich einmal in ein zartes Herz eingefressen hat, bleibt oft Jahre lang sitzen, und kann kaum durch einen Strom von guten Worten und Gefälligkeiten herausgeschwemmt werden. Einem in's Auge greifen, schmerzt sehr, und kann den Verlust desselben verursachen.

Beruf.

Ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Lern' was, so kannst was. Der hat seinen Beruf verfehlt.

Unter Beruf versteht man die Summe der Fähigkeiten und Kräfte eines Menschen zu einem bestimmten Geschäfte, wie auch das Geschäft oder Amt selbst, dem sich jemand für immer widmet. Die Eltern müssen sorgen, daß ihre Kinder den rechten Beruf treffen, d. i. einen solchen Stand, Kunst oder Handwerk wählen, zu dem sie die gehörigen Anlagen, Neigungen und Fähigkeiten zeigen. Treffen sie ihren Beruf, so werden sie in selbem ihre Geschäfte mit Leichtigkeit und folglich mit Lust verrichten. Jeder Schlüssel passet zu einem Schloß; wenn man ihn aber an das unrechte Schloß bringt, so wird Schlüs-

sel und Schloß verdorben. Das Gesetz der alten Egyptier war nicht weise, welches die Kinder zur Lebensart ihrer Väter verpflichtete. Man glaubte die Künste und Handwerke zum höchsten Flor zu bringen, wenn man ihre Pflege nur denjenigen anvertrauen würde, welche sich von Kindheit auf einzig damit abgegeben hätten.' Allein diese Einrichtung ist das größte Hinderniß zur Vervollkommung der Künste und Wissenschaften. Denn die Natur begünstigt, wen sie will, und richtet sich nicht nach der Rangordnung, die im Staate eingeführt ist. Nach dem egyptischen Gesetze würden oft die treflichsten Köpfe zu der gedankenlosesten Handarbeit verdammt seyn. Pindar hätte ein Pfeifer, Socrates ein Bildhauer, Theophrast ein Walker, Horaz ein Salzkrämer, Virgil ein Töpfer, Moliere ein Tapezierer, Conrad Gesner ein Kürschner und Wolf ein Gerber werden müssen. Und bey diesen Handwerken würden diese großen Männer vielleicht elende Stümper geworden seyn. Sixtus V. war ein ungeschickter Schweinhirt, aber nachher einer der größten Fürsten, die je die Tiare getragen haben. Der Cardinal Ximenes war nicht einmal zum Betteln zu gebrauchen, er war aber nachher der größte Minister, den Spanien in vielen Jahrhunderten

gehabt hat. Den berühmten Diamant, Pitt genannt, trug ein englischer Matrose lange bey sich und schlug Feuer daran, bis ihn ein Kenner bemerkte. Wie viele solche Diamante unter den Menschenseelen mögen in den niedrigsten Ständen verborgen liegen. Die weise Regierung des baierischen Staates fodert jezt von allen Aufsehern der Jugend, ihr die fähigsten Köpfe bekannt zu machen. Ohne Zweifel wird sie dieselben pflegen, wenn sie einer Unterstützung bedürftig sind, um immer einen auserlesenen Nachwuchs für alle Arten von Staatsdiensten zu haben. Die dürftigen Umstände, und ungünstigen Lagen haben manchen guten Kopf erdrückt. Wie auch aus dem besten Samen kein vollkommenes Gewächs seiner Art hervorkömmt, wenn ihn nicht die das Wachsthum befördernden Umstände umgeben; so werden sich auch die Fähigkeiten des Menschen ohne günstige Verhältnisse zu den Grad nie entwickeln, den er bey gehöriger Pflege erreichen könnte.

Beschimpfung.

Er ist kein Schuß Pulver werth. Er ist nicht werth, daß ihn die Sonne anscheint; daß

ihn der Erdboden trägt; daß man's Maul seinetwegen aufthut. Kein Hund nimmt von ihm einen Brocken. Er ist nicht werth, daß ihn ein Hund anbisset. Es kräht ihm kein Hahn nach.

Diese Komplimente sind für sich schon so klar, daß sie keiner Erklärung bedörfen. Sie werden aber mit allerley Schimpfnämen gewürzt, um sie noch schmackhafter zu machen. Derjenige, auf den sie gerichtet sind, giebt sie gewöhnlich in doppelter Ladung zurück. Das weibliche Geschlecht ist jedoch aus Mangel anderer Waffen mit viel mehr Munition zum Schimpfen versehn, als das männliche. Dieses wird oft nach den ersten Schuß sogleich handgemein, da jenes einen halben Tag fort plenkelt, bis es einander in die Haare kommt. Ich theile zum beliebigen Gebrauch für beyde Geschlechter die gewöhnlichsten Schimpfnamen mit. Für das männliche Geschlecht: Strumpfgidi; Schußbartl; Schurimuri; Sienzler; Dalk; Loitl; Leyra; Maulaff; Calfakter; Schlankel; Limmel; Tölpel; Passauertölpel; Einfaltspinsel; Esel; Ochs; Schöpsenkopf. Dunderschlachtiger Hund; Luderhund; verfluchter Teufels = Lumpen = Laus =

Sau-Kerl; Schwanz; Sau-Katzen-Fuchs-Erz-Schwanz; Galgenschwengel; Spitzbue; Erzspitzbue; Schurk; Erzschurk. Für das weibliche Geschlecht. Vischperl; Gschosl; Ruesch; Trampel; Balg; Runggunkl; Heugeigen; Load; Luder; Beitschn; Sau; versofene Lützl; Besti; Jud; Musch; Schlagerinn 2c. 2c.

Besserung.

Nimmer thun, ist die beste Buß. Es giebt viel Büßer, aber wenig Lasser. Er bessert sich, wie der alte Wolf. Er sucht die Scharte auszuwetzen. Er kriecht zum Kreuz.

Alle Menschen erkennen die Nothwendigkeit der Besserung, wenn ihre Sittlichkeit nicht so beschaffen ist, wie sie seyn soll. Denn das Gewissen entwirft jedem ein treues Bild von seinem sittlichen Zustand und rüget ohne Schonung die Züge, welche ihn verunstalten. Allein die Verbesserung dieser entstellenden Züge ist ein schweres Stück Arbeit. Denn sie fodert eine gänzliche Umänderung der bisherigen Denkart und Neigungen. Dazu haben

Wenige

wenige hinlängliche Starkmuth; deßwegen giebt es viele Büßer, aber wenige Lasser. Deßwegen wollen viele diese saure Arbeit bis auf's Alter verschieben, weil sie hoffen, bis dorthin würden die Wurzeln des Bösen von selbst verdorren und dann leicht auszureissen seyn. Sie bessern sich mit dem alten Wolf, der zu kraftlos war, um noch Thiere würgen zu können, und nun die schaaffreundlichsten Gesinnungen heuchelte. Allein weil es den meisten zu gefährlich dünkt, die Buße auf die lange Bank hinauszuschieben, theils weil sie nicht ohne Grund fürchten, Gott möchte mit den Ueberbleibseln der Sünde nicht wohl zufrieden seyn, theils weil sie viele unvermuthet in's Grab versinken sehn; so dachte man von jeher auf Mittel, wie man der mühsamen Besserung überhoben, und doch ruhig seyn könnte. Die Indianer brauchen zu diesem Zweck Brechmittel, oder lassen sich von der Fußsohle bis an den Hals mit zwölf verschiedenen Stöcken prügeln, um die Sünden durch dem Hals und Mund hinauszujagen. Andere Völker machten sich's noch bequemer, indem sie, anstatt ihre bösen Neigungen zu tödten, Thiere schlachteten, und zum Opfer für die Gottheit verbrannten, die dergleichen

Dämpfe gar begierig in ihre allmächtige Nase zöge und sich damit begütigen lasse. Die Christen könnten wohl wissen, was bey der Sache zu thun wäre, denn ihre heiligen Bücher sind voll vom klaren Unterricht hierüber. Allein sie zeigen wenig Lust, sich die Augen auszureissen, und die Hände abzuhauen. Sie haben deßwegen gleichfalls allerley Surrogate für das verdrüßliche Bessern erdacht. Mit Klösterstiften, Wallfahrten, Bruderschaften, Ablässen ꝛc. wollen sie die Scharten ihres Gewissens auswetzen. Allein es giebt nur ein Mittel, wie Claudius berichtet:

Hau' deinen Götzen muthig um,
Er sey Geld, Wollust oder Ruhm.

Bestechung.

Die Gerechtigkeit hat eine wächserne Nase, die sich drehen läßt. Wer wohl schmiert, fährt wohl. Schmieren macht linde Leute. Wenn's gehen soll, muß man den Daumen rühren. Da muß man sich nichts in die Hand brennen lassen. Er hat ihm etwas in die Rippe gestossen. Er hat ihm die Augen geblendet.

Durch Bestechung will man zur Verrätherey an Wahrheit und Gerechtigkeit verleiten. Das gewöhnliche Mittel hiezu sind Geschenke; weil man durch die Habsucht, von welcher fast das ganze menschliche Geschlecht angesteckt ist, den Willen am sichersten zu verderben hoft. Die größten Männer sind oft nach langem Kampfe der Verführung unterlegen. Wenn ein Baco von Verulim als ein bestechlicher Richter erscheint; und Demosthenes das Halsweh bekommt, daß er wider den untreuen Harpalus, der ihm einen Becher mit zwanzig Talente verehrt hatte, kein Wort in der Rathsversammlung vorbringen kann; so muß die Gefahr wohl groß seyn. Deßwegen hat die Tochter des Königs Kleomenes von Sparta ihrem Vater den besten Rath gegeben, als ein Fremder durch große Summen Geldes den König zu einer den Spartanern sehr nachtheiligen Verfügung verleiten wollte, und die Summe immer verdoppelte, wenn der König den Gesuch abschlug. Vater, rief endlich die kleine Tochter, die eben im Zimmer zugegen war, wenn ihr euch nicht entfernet, so wird euch dieser Fremde doch noch bestechen. Der König folgte dem Rath dieses Engels und blieb ehrlich. Eines der besten Mittel sich vor der Bestechlichkeit

zu verwahren ist die Häuslichkeit und Genügsamkeit. Wer wenige selbstgemachte Bedürfnisse hat, und alle unnöthigen Ausgaben vermeidet, der hat keinen Reiz zu ungerechten Einnahmen. Alexander von Macedonien konnte den Athener Phocion mit hundert Talente nicht bestechen; Phocion lebte aber auch wie ein gemeiner Bürger. Aristides war viele Jahre Schatzmeister, und erwarb sich so wenig Vermögen, daß er auf öffentliche Köften mußte begraben werden. Er zog durch seine Armuth der Gerechtigkeit den Vorwurf zu, daß sie ihre Verehrer in Armuth sterben lasse. Doch dieser Vorwurf traf nicht die Gerechtigkeit, sondern die Republik, welche ihre Beamten schlecht besoldete. Aber dadurch wird eben der Ruhm des Aristides erhöht, daß er sich dadurch nicht, wie seine Vorfahrer, zur Ungerechtigkeit verleiten ließ.

Betrug.

Mit guten Worten verkauft man böse Waare. Er hat sich Pfeifen geschnitten, den Beutel gespickt. Er hat ihn hinters Licht geführt, einen blauen Dunst für die Augen gemacht, übern Tölpel geführt, das Maul gemacht.

Er hat ihm einen Speck auf die Falle gelegt. Sie spielen untern Hütl; sie tupfen zusammen. Er speißt einen mit guten Worten ab. Es sind faule Fische dahinter. Er ist ein Schelm in die Haut hinein, so weit ihn das Hemd berührt.

Der Betrüger erschleicht die Einwilligung des Andern dadurch, daß er ungegründete Vorstellungen in ihm hervorbringt. Dazu wendet er aus seinem reichen Vorrath Lügen, Scheingründe, falsche Versprechungen und Versicherungen an, d. i. er macht einen blauen Dunst vor die Augen, damit der andere die rechte Beschaffenheit der Sache nicht bemerkt. So prellte Licinius, ein römischer Steuereinnehmer, die Gallier um zwey Steuern, indem er ihnen, da die Monate Quintilis und Sextilis in Julius und Augustus umgetauft wurden, weiß machte, das Jahr sey um zwey Monate vermehrt worden. Der Betrug ist unsittlicher und niederträchtiger als der Diebstahl, denn der Betrüger misbraucht die Mine der Redlichkeit, wodurch das Zutrauen unter den Menschen sehr geschwächt wird, und vergrößert die Unsicherheit mehr als der Dieb-

stahl, vor dem man sich leichter verwahren kann.

Bettler.

Wem der Bettelstab einmal in der Hand warm geworden ist, der bohrt keine dicken Bretter mehr. Frühe Regen und frühe Bettler bleiben nicht beym Dorf. Der ist ein schlechter Bettler, der nicht eine Thüre meiden kann. Wenn ein Bettler auf ein Pferd kömmt, so kann ihn kein Teufel mehr erreiten. Beym Bettlerhandwerk verdirbt niemand. Wer gern giebt, fragt nicht lang.

Die Bettelsucht hat ihren Grund in der Neigung zum Müssiggang. Der Arme kämpft durch Arbeit wider die Armuth; der Bettler aber ist arbeitscheu, und will auf Kosten der Arbeitenden leben. Bettelsucht ist ein Laster; denn der Bettler, der arbeiten könnte und nicht arbeitet, entspricht seiner Bestimmung als Mensch, Bürger und Christ nicht, und betrügt die gutmüthigen Geber und die Armen um das ihrige. Diesen wichtigen Unterschied unter Bettlern und Armen machte schon Moses, indem er sagt: Es soll kein Bettler in

Israel seyn; Arme aber würde es zu allen Zeiten geben. Die Bettler, welche einmal den gehörigen Grad von Unverschämtheit erreicht haben, führen ein vergnügtes und sorgenloses Leben, und würden ihre Lebensart mit keiner andern vertauschen, wobey sie sich mit Arbeit ernähren müßten. Der Bettler ist frey, hat keine Staatsbürden zu tragen, keine Gefahren zu bestehn, fodert nur, wo er hinkömmt, was er bedarf. Deßwegen kann man keinen solchen Bettler bereden, dicke Bretter zu bohren. Ihre Kinder richten sie von frühster Jugend zum väterlichen Handwerk ab und glauben, denselben kein bessers Auskommen verschaffen zu können. In der Stadt Basel war ein Bettler, welcher dem ersten Kinde, das sein Weib gebahr, den Fuß zerbrach; dem zweyten Kinde wollte er den Arm brechen: da aber die Mutter doch auch ein Kind mit ganzen Gliedern haben wollte, so sagte der Bettler: Willst einen Hungerleider haben, so behalt ihn; ich wollte einen Herrn daraus machen. Er meinte, mit geraden Gliedern müsse das Kind einst durch Arbeit kümmerlich sein Brod verdienen, da es als ein Krüppel zum Bettler wie gebohren wäre und auf reichliche Gaben Anspruch machen könnte. Die Betteley verderbt den ganzen Charakter des

Menschen. Niederträchtigkeit, Schamlosigkeit, Heucheley und Trägheit sind die Grundzüge ihrer Seele. Daher sind Bettler ausser den Arbeits- und Zuchthäusern nicht wohl mehr zu gebrauchen. Auch wenn sie sich in einen höhern Stand schwingen, legen sie die Bettlereigenschaften nicht ab, sondern streben nur mit einem unerträglichen Stolz dieselben zu decken. Hilf dem Armen, und verjage den Bettler.

Beyspiele.

Wie die Alten singen, so zwitsern die Jungen. Ein räudiges Schaf steckt die ganze Heerde an. Acht gegeben, es sind Schindel auf dem Dach.

Gute Beyspiele sind zwar stumme, aber mächtige Prediger des Guten. Sie finden die Hindernisse nicht, welche sich den Unterweisungen und Ermahnungen entgegensetzen. Einem Leuchtthurm auf dem Meere gleich zeigen sie jedem das Ziel, ohne ihm gewaltsam eine Richtung zu geben. Sie sind nicht nur für jedermann ein verständlicher Unterricht, sondern widerlegen auch durch ihr bloßes Daseyn alle

Einwendungen wider die Möglichkeit oder Ausführbarkeit ihres Gegenstandes. Seneka bemerkt, Kleanth habe mehr Nutzen davon gehabt, daß er ein täglicher Zuschaner von dem häuslichen Leben des Zeno, als ein Zuhörer von dessen Vorlesungen über die Sittenlehre gewesen sey; und Plato habe sich mehr nach der edlen Handlungsweise als der Tugendlehre des Sokrates gebildet. Das Bild des guten Beyspieles drückt sich tiefer in die Seele, als die Lehren, und reizt durch ihre Schönheit sanft zur Nachahmung. Man fühlt die Kraft, eben so zu handeln, da man die Möglichkeit nicht mehr bezweifeln kann, und wird von der Lebhaftigkeit des Bildes bis zur That begeistert. Marcus Cato gieng oft auf das kleine Landgütchen des berühmten Marius Curius, um sich in seinen guten Vorsätzen zu stärken. Hier saß der große Mann, dacht' er dann, der die furchtbarsten Feinde Roms überwand, den König Pyrrhus aus Italien vertrieb, und nach drey gehaltenen Triumphen diese Aecker selbst wieder bauete und diese Hütte bewohnte. Hier saß er, und kochte Rüben als die Gesandten der Samniter kamen und ihm große Geschenke anbothen. Er aber nahm sie nicht und sagte: Wer mit dieser Kost zufrieden ist, braucht kein Geld. Es gehört zwar eigene

Größe, wenigstens die Anlage zur Geistesgröße dazu, wenn man wie Cäsar vor Alexanders Bildsäule weinen soll. Aber jeder Menschengeist hat so viel Größe, daß er bey edlen Thaten nicht gleichgültig bleiben kann. Selbst der Lasterhafte kann die Unruhe nicht unterdrücken, die er beym Anblick der ausgezeichneten Tugend fühlet. Es ist das treflichste Mittel zur Volksbildung, wenn allein das Gute, Schöne und Edle öffentliche Achtung erhält. Aber wehe dem Volke, wo man das Laster, zwar eben nicht rühmet, aber doch darüber lachet. Tacitus gab den alten Deutschen das schöne Zeugniß, daß man bey diesem Volke noch nicht über die Laster lache, wie es zu seiner Zeit schon in Rom gebräuchlich war. Die Athener waren hierin so empfindsam, daß sie den Euripides sogleich zur Stadt hinausjagen wollten, als er in einem Trauerspiele dem Reichthum eine übertriebene Lobrede hielt. Er bat nur doch das Ende des Spieles abzuwarten, wo der Geiz seine Bestrafung erhalten werde. Am Ende war das Volk beruhiget. Wie weit sind wir von dieser Zartheit des Gefühles für's Sittliche entfernet! — Böse Beyspiele können auch lehrreich seyn: denn man kann das Abscheuliche des Lasters und ihre traurigen Folgen lebhaft daran sehn. Wenig-

stens gab Locmann, ein arabischer Weise, auf die Frage, woher er seine Weisheit und Tugend gelernt hätte, zur Antwort: Von denen, die sie nicht haben: denn ich enthielt mich alles dessen, was ich an andern Lasterhaftes sahe. Allein es gehört schon eine Festigkeit des Charakters dazu, die nicht gar häufig vorkömmt, um diesen Nutzen von bösen Beyspielen ziehen zu können. Am allerwenigsten ist diese Festigkeit bey der Jugend zu vermuthen; sie zwitsert alles nach, was die Alten vorsingen, es mag gut oder böse seyn; sie fängt leicht Feuer, wie die Schindeln auf dem Dach. Deßwegen ist die sorgfältigste Behutsamkeit beym Reden und Handeln in Gegenwart der Jugend nöthig, die höchst wißbegierig und aufmerksam auf alles ist, was sie umgiebt, um an Kenntnissen zu wachsen.

B ö s e s.

Das Böse lernt man von selbst. Das Unkraut wächst von selbst. Das Unkraut verdirbt nicht. Er hat viel gestiftet, aber wenig in die Kirche. Er ist so böse, als wenn er dem Teufel ausgekommen wäre. Er fienge den Teufel auf freiem Feld. Man

sollte glauben, es hätte ihm's der Teufel eingespieen.

Da ein Gärtner den Fabeldichter Aesop fragte, warum die Pflanzen, die er so fleißig pflege, doch nicht so freudig wachsen, als das Unkraut; so erklärte ihm Aesop die seltsame Erscheinung damit: das Unkraut sey ein eignes Kind der Mutter Erde; seine Pflanzen seyen aber nur Stiefkinder, die ihr nicht lieb wären, und deßwegen von ihr vernachläßiget werden; sie wären ihr gleichsam aufgedrungen, und daher so angenehm, wie die Soldaten im Quartier. Da nun das Böse im Menschen, dieses sittliche Unkraut, auch freudiger wächset als das Gute, und jenes zwar ohne alle Pflege; dieses aber bey aller Pflege immer zurück und schwach bleibt und auf Erde wohl gar nie zur vollen Reife kömmt; so haben viele behauptet, das Böse sey das eigene Kind der menschlichen Natur, und das Gute müsse ihr nur mit Gewalt eingeimpft werden. Andere aber behaupten, der Boden sey rein und treflich, und trüge nur gute Pflanzen, wenn nicht ein Feind Unkraut hineingeworfen hätte. Wenn doch Aesop noch bey Leben wäre, vielleicht könnte er das Räthsel lösen.

Unterdessen scheint es, der Grund sey gut; nur die Spalier, die das Pflanzenbett umgiebt, habe sich mit ihren üppigen Trieben zu weit hinein verbreitet, während der Gärtner (die Vernunft) schlief, der sie auch fleißiger unter der Scheere halten soll. Man hat schon auf allerley Mittel gedacht, die Ueppigkeit der Triebe zu hemmen, auch vom Auslande übern Mond sind Panaceen verschrieben worden. Allein sie helfen höchstens, daß das Uebel nicht gar zu sehr überhand nimmt und gar alle guten Pflanzen verdrängt. Man muß sein Bestes thun und Geduld haben, bis die Spalier von selbst verdorret, dann wird das Gute freudig blühen.

Dankbarkeit.

Undank thut weh. Undank ist der Welt Lohn. Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ohne Dank davon.

Der Anblick des Wohlthäters ist für den Undankbaren so unerträglich wie für den flüchtigen Schuldner der Anblick seines Gläubigers. Es wäre besser, wenn solche Menschen die

ihnen erwiesenen Wohlthaten vergessen könnten, so hätte doch wenigstens der Wohlthäter nichts Böses von ihnen zu befürchten. Octavian August ließ den Cicero in die Acht erklären, nachdem ihn dieser berühmte Redner zur höchsten Würde im Staat geholfen hatte, und eben der Tribun schlug ihm den Kopf ab, dem er vorhin durch seine Beredtsamkeit das Leben gerettet hatte. Selbst Völker können oft die großen Verdienste nicht mehr ertragen, die ihnen einzelne Männer erwiesen haben. So haben die Athener den Aristides, den ehrlichsten Mann, welchen sie je gehabt haben, aus dem Vaterland verbannt und den großen Feldherrn Miltiades, der durch die Schlacht bey Marathon sein Vaterland gerettet hatte, auf eine ungegründete Anklage in Kerker werfen lassen, wo er an seinen Wunden, die er in der Vertheidigung Griechenlands erhalten hatte, starb. Der höchste Grad von Stolz mag etwa die Quelle dieses schwarzen Lasters seyn. Die Undankbaren möchten den Urheber ihres Glückes vertilgen, damit sie als Schöpfer ihres eigenen Glückes erscheinen, und von aller Verbindlichkeit und Abhängigkeit frey seyn mögen. Der Undank ist sohin einem wüthigen Hund gleich, der seinen eigenen Herrn anfällt. Edle Seelen aber schätzen sich glücklich,

wenn sie ihren Wohlthätern die lebhafteste Dankbarkeit erzeigen können. Der König Pyrrhus beklagte den Tod des Aeropus unendlich, weil er ihm eine erwiesene Wohlthat nicht mehr vergelten konnte. Der große Alexander war eifersüchtig darauf, daß ihn in der Dankbarkeit niemand übertreffen möge. Die Römer belohnten nach hundert und vierzig Jahren noch die Nachkommen des Tisimatheus, der ihnen eine durch die Seeräuber von Lipari geraubte goldene Schaale, die zum Opfer nach Delphos bestimmt war, wieder zurückstellte, indem sie dieselben bey der Eroberung der Insel Lipari von allen Auflagen frey sprachen.

D i e b.

Fremdes Gut thut kein gut. Es steht geschrieben, was nicht dein ist, laß liegen. Ein ungerechter Haller frißt einen Thaler. Der Hehler ist wie der Stehler. Einen Fund verhehlen ist so gut als stehlen. Mit gestohlen mit gehenkt. Den Dieb erschreckt eine Maus. Einen zeitigen Dieb erlauft ein hinkender Scherk. Die kleinen Diebe henkt man, die großen läßt man laufen.

Er findet, ehe man verliehrt, und stirbt noch, ehe er krank wird. Er stiehlt wie ein Rab. Er laßt mitgehen. Er macht lange Finger.

Heimliche Zueignung des fremden Eigenthums wider den Willen des rechtmäßigen Besitzers ist Diebstahl. Die Grobheit oder Feinheit, womit diese Zueignung geschieht, macht im Verbrechen selbst keinen Unterschied. Der betrügerische Spieler; der Kaufmann mit zu leichtem Gewichte und falschem Maaß oder betrüglichen Waaren; der Handwerker mit fehlerhaften Arbeiten; der Lohnknecht mit Vernachlässigung des Nutzens seiner Herrschaft; der bestechliche Richter; der nachlässige Sachwalter; der seine reichen Kranken hinhaltende Arzt sind eben Diebe, wie diejenigen, welche nächtlicher Weile durch die Dächer oder Fenster in die Wohnungen einbrechen. Der Dieb untergräbt den einen Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft, die Sicherheit des Eigenthums; der Räuber stürzt auch noch den andern Grundpfeiler mit um, die Sicherheit der Person. Daher sind diese zwey Laster die verderblichsten in der menschlichen Gesellschaft.

Die erste Aufgabe für den Staat bleibt daher immer, wie er diesen Lastern am sichersten vorbeugen könne: und die größte Schande trift die Regierung eines Landes, wo der Einwohner in seinem Hause oder auf offener Strasse nicht sicher ist. Eine gute Polizey kann Sicherheit vor Räubern und groben Dieben herstellen. Schwerer ist es, ja in vielen Rücksichten unmöglich, die feinen Diebereyen zu verhindern. Die feinen Diebe sehen ehrlichen Leuten gleich, haben oft große Macht, selbst oft die Wagschale der Gerechtigkeit in Händen, stehen im Ansehen und Achtung. Den Wolf beym Ohr fassen, ist gefährlich; er macht sich auch leicht durch seine Stärke wieder los. Anacharsis vergleicht daher die Gerechtigkeit einem Spinnengewebe, woran nur die kleinen Mücken hangen bleiben, die großen aber unbeschädiget durchfahren. Diese Bemerkung theilte der Seeräuber Diomedes auf eine respektlose Art dem großen Alexander mit; der ihn wegen seinen Seeräubereyen zum Tod verurtheilte: Hätt' ich deine Macht, sagte der Räuber, so wäre ich König, und du ein Land- und Seeräuber; nun aber legst du deinen Namen und Strafe auf mich, weil du mächtig bist und Recht heißest, was dir

gelüstet. Die Wiedererstattung des Gestohlenen oder Geraubten soll sich der Staat äusserst angelegen seyn lassen, denn jedem Staatsbürger wird, indem er in gesellschaftlichen Verband tritt, gleichsam die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthumes assecurirt. Sohin soll des Diebes und Räubers Vermögen dazu, so weit es zureicht, angewendet, und der Mangel desselben durch Verlöhnung seiner Kräfte und Geschicklichkeiten oder durch Verkauf seiner Person ersetzt werden. Auf diese Weise könnte man einen rechtmäßigen Sclavenhandel mit den Pflanzern in Amerika errichten, die schlechteste Waare im Land theuer verkaufen, und die Beschädigten doch in etwas entschädigen. Es versteht sich ohnehin, daß die Kosten, welche die Verwaltung der Gerechtigkeit fodert, der Staat tragen muß.

Dienstfertigkeit.

Man muß sich nicht lang bitten lassen. Eine Hand waschet die andere. Wurst wieder Wurst. Gieb mir eine Wurst, so lösch' ich dir den Durst.

Die Dienstfertigkeit ist eine schöne Tochter der Menschenliebe. Sie äussert sich als Bereitwilligkeit, andern in ihren Anliegen oder Bedürfnissen durch thätigen Gebrauch der eigenen Kräfte oder des Vermögens zu helfen, ohne Rücksicht auf Lohn oder Gegendienste. Der Dienstfertige erwartet keine Auffoderung oder Bitte. Wenn das Bedürfniß des Andern ungezweifelt, und er sich die Kraft zu helfen bewußt ist; so fühlt er einen Drang, seine Dienste anzubiethen. Doch muß die Dienstbegierde in den gehörigen Schranken bleiben. Unsere Dienstfertigkeit darf keiner Pflicht zuwider, folglich zu unerlaubten Dingen nie behülflich seyn; darf die Trägheit oder Liederlichkeit anderer nicht nähren; darf unsere eigenen Angelegenheiten nicht vernachlässigen; darf sich nicht in Geschäfte eindringen, wozu die Kräfte, oder Kenntnisse nicht zureichen. Wer allen dienen will, dienet keinem recht; die zu sehr getheilte Kraft wird zu sehr geschwächt, daß zuletzt keinem damit gedient ist. Ein solcher gehorsamer Diener biethet allen, die ihm in Wurf kommen, seine Dienste an. Wollte er seine Verheißungen erfüllen; so müßte er sich wohl in tausend Theile spalten, wie der Advokat im Thom Jones, und

doch würde jeder Theil noch genug Arbeit haben. Doch die wahre, d. i. uneigennützige Dienstfertigkeit ist sehr selten. So lange man keines Dienstes bedarf, affectiren die Leute den Wunsch, Gelegenheit zu erhalten, ihre Dienstfertigkeit beweisen zu können: allein schon beym Eingang einer Bitte um eine Gefälligkeit legen sie ihre Minen in ernsthafte Falten, ob sie schon noch nicht wissen, was man will. Merken sie, daß sie den gefoderten Dienst auf eine gute Art ablehnen können, oder fällt ihnen eine recht scheinbare Ausrede bey; so werden sie wieder heiter, und wissen sich nicht genug zu beklagen, daß sie das Vergnügen entbehren müssen, welches eine solche Dienstleistung ihrem Herzen verschaft haben würde. Die gewöhnliche Dienstfertigkeit, die man noch unter Menschen bemerkt, ist nur ein Tausch- oder Leihhandel, Wurst wieder Wurst; man weis nicht, wie man die Leute brauchen kann.

Dummheit.

Er hat das Schießpulver nicht erfunden. Er bringt keinen neuen Glauben auf. Er kann

nicht fünf zählen. Er ist saudumm, er ist ein Schöpfen- Stroh- Esels- Ochsenkopf. Er ist so dumm nicht, als er aussieht.

Dummheit ist eine Schwäche des Verstandes, welche den Menschen unfähig macht, die gewöhnlichen Verhältnisse der Dinge einzusehn. Wenn jener Edelmann, dem seine Schatul gestohlen wurde, sich damit tröstete, daß der Dieb den Schlüssel dazu nicht hätte und sohin es gern wieder zurückstellen würde; so war das wohl eine große Schwäche des Verstandes. Solche Menschen verdienen unser Mitleid, nicht aber unsern Spott. Wer ihrer spotten kann oder sie mißbraucht, hat viel weniger Werth als sie. Es werden jedoch viele als dumme Menschen verschrieen, die es keineswegs sind. Wer den Ton der Welt und herrschenden Mode nicht nachlället oder sich auf Ränke und Schwänke nicht versteht, ist deßwegen noch nicht einfältig, wohl aber mag er Einfalt des Herzens besitzen, welche die Vielfältigkeit der Lüge und die heuchlerischen Manieren der Höflichkeit und ihre Kunstausdrücke verabscheut.

Ehestand.

Der hat wohl geheurath, der ein frommes Weib hat. Eine weinende Braut, eine lachende Frau. Ehestand, Wehestand. Wie wohl und wehe, wird manchem in der Ehe. Wer sein Weib schlägt, macht sich 3 Fasttag und ihr 3 Feyertag. Wer sein Weib schlägt, treibt einen Teufel r'aus und jagt zehn dafür hinein. Er darf nicht miau sagen, wenn er auch die Katz im Arm trägt. Sie setzt ihm Hörner auf. Selten wohl, gar oft wehe, ist's täglich Brod in der Ehe.

Der Ehestand ist ein Vertrag zweyer Personen vom verschiedenen Geschlechte zu einem unzertrennlich gesellschaftlichen Leben, dessen Zweck vorzüglich Erzeugung und Erziehung der Kinder ist. Das Institut der Ehe ist in aller Rücksicht eine vortrefliche Einrichtung in der menschlichen Gesellschaft. Durch die eheliche Verbindung werden nicht nur mehrere und gesundere Kinder erzeugt, sondern es wird auch für ihre Erziehung, für ihr künftiges Fortkommen und Glück besser gesorgt als bey unehelichen Verbindungen. Die Ehe sichert den Zustand einzelner Personen, macht ihr Daseyn angenehmer, bewahrt die Sittlichkeit,

gewähret dem Staat größere Sicherheit und Stärke, und erleichtert die Regierung desselben. Deßwegen ist auch bey allen Völkern von einiger Bildung der Ehestand hochgeachtet und die Schliessung des Ehevertrages zu einer religiösen Handlung erhoben worden. Die Ehegenossen verpflichten sich im Angesichte Gottes, einander zu lieben, unverbrüchliche Treue zu halten, sich bey allen Abwechslungen des Glückes einander beyzustehn, keines das andere zu verlassen, bis sie der Tod scheidet; und ihre Kinder zu guten und brauchbaren Menschen zu erziehen. Welch ein ehrwürdiger Bund! Die Regierungsform der ehelichen Gesellschaft soll unter freyen Vernunftwesen zwar demokratisch seyn. Doch um die Streitigkeiten, welche unter Mitgliedern von gleichem Rang und Rechten leicht entstehen, zu beseitigen, und weil bey dem Manne mehr Kraft an Geist und Leib vermuthet wird; so ist sowohl durch Religions- als Staats-Verfassungen der Mann zum Haupt dieser Gesellschaft erklärt worden, und das Weib muß sich bequemen, einen Theil ihrer natürlichen Freyheit aufzuopfern, und dem Mann in rechtmäßigen Dingen, welche der Zweck der ehelichen Verbindung befasset, gehorsam zu seyn, angeloben. Diese Huldigung des

Weibes macht aber den Mann keineswegs zum willkührlichen Beherrscher, denn der Mann hat sich zur Liebe und Achtung gegen sie verpflichtet, die jedes willkührliche und herrische Betragen ausschliessen. Der eheliche Vertrag wird durch jede Handlung verletzt, welche den Verpflichtungen zuwider ist, die sich die Verehelichten einander angelobten. Die größte Verletzung des Ehevertrages ist der Ehebruch. Er ist eine Quelle von Ungerechtigkeiten, die nie wieder ganz in Ordnung gebracht werden können. Es ist ein sicherer Beweis vom tiefen Verfall der Sitten bey einem Volke, wo die Heiligkeit der Ehen häufig verletzt wird Bey den alten Deutschen, wie Tacitus berichtet, war ein solcher Fall äusserst selten. Es wurde aber das Vergehen nur an dem Weib, das die eheliche Treue verletzte, auf eine höchst beschimpfende Art gestraft. Der Mann schnitt der Untreuen die Haare ab, stieß sie in Gegenwart der Anverwandten zum Haus hinaus, entblößte sie, und geißelte sie mit Ruthen durch mehrere Dörfer in der Gegend. Die Schuldige konnte keinen zweyten Mann mehr finden. Kein Alter oder Stand schützte wider diese Strenge. Es giebt auch andere Verletzungen des Ehevertrages, die den einen oder beyde Theile nicht weniger un-

glücklich machen als der Ehebruch. Dahin gehören das mürrische Wesen, eine verachtende Vernachläßigung und Gleichgültigkeit, die das Leben verbittern; oder Verschwendung, auf welche die Armuth folget; oder ausschweifende Kargheit, die in ihren Wirkungen der Armuth gleichet; oder Schamlosigkeit und Unreinlichkeit, die Eckel erzeugen, und viele andere Unarten, die gar oft den Ehestand zum Wehestand machen. Das Verdienst des weiblichen Charakters, welches das Glück des Ehestandes am meisten befördert, bezeichnet der Apostel Peter schön und kurz, wenn er schreibt: „der stille und sanfte Geist der Ehefrau ist von großem Werthe." Mit mehreren Zügen mahlet dasselbe der weise Sirach: „Glücklich ist der Mann, der eine gute Frau hat. Er mag reich oder arm seyn, so ist sein Herz zufrieden. Ein stilles Weib ist ein Geschenk Gottes; eine gesittete Gattin ist mit nichts zu vertauschen. Was die aufgehende Sonne an Gottes Himmel ist, das ist die schöne Tugend des Weibes in ihres Hauses kleiner Welt. Klein aber ist jedes Uebel im Vergleich mit einem bösen Weibe. Wie eine Dachtraufe beym Platzregen ist eine Frau, die zankt und stürmt." Eben so lieblich schildert der Verfasser der Sprüche die geschäftige Hausmutter: „Vor

Tag steht sie auf, und giebt den Hausgenossen ihren Antheil; sie sucht Wolle und Flachs, und verarbeitet sie mit froher Hand. Sie fürchtet sich mit ihrer Familie nicht vor dem Winter: denn ihre Hausgenossen sind doppelt gekleidet. Jeden Schritt ihrer Familie beobachtet sie; sie ißt ihr Brod nicht müßig, sie spricht mit Weisheit und befiehlt mit Anmuth." Das Vergnügen der ehelichen Gesellschaft wird durch die Kinder gar sehr erhöhet. Diese unschuldigen Geschöpfe sind so anziehend, daß man sich mit ihnen in den unbefangenen Naturstand der Unschuld versetzt zu seyn glaubt. Ritt' doch Agesilaus, der König von Sparta, auf dem Steckenpferde mit seinen Kindern das Zimmer auf und ab, und bath den Fremden nur, der ihn bey diesem Ritt überraschte, niemand davon zu sagen, der keine Kinder hat. Mit den Kindern werden aber auch die Pflichten der Eltern vermehrt, denn sie müssen nun alle gehörigen Vorbereitungen treffen, durch welche die Kinder auf ihr künftiges Leben ausgerüstet werden, d. i. sie müssen sie aufs beste erziehen, damit sie gute Menschen und nützliche Staatsbürger werden; das ist die schönste Frucht der ehelichen Verbindung.

Ehre.

Die Künstler leben von der Ehre. Lob studiert auf die Prob. Die Würde ist oft Bürde. Ehre nicht ohne Gefahr. Wer die Ehre flieht, den hascht sie. Ein guter Name ist das beste Erbtheil. Die Hausehre liegt am Weib. Lob und Ehre veraltet am ehesten. Die Ehre und die Augen leiden keinen Scherz. Er ist Schand und Spott schon gewohnt.

Die Achtung, welche uns andere erzeigen, weil sie unsere Eigenschaften hoch halten, nennt man Ehre. Wir haben einen natürlichen Trieb nach Ehre. Er soll uns vor Eigenliebig- und Eigensinnigkeit verwahren und zu gemeinnützigen Handlungen reizen; indem uns das Urtheil Anderer über uns wichtig ist. Wir sind so eitel, sagt ein treflicher Schriftsteller, daß uns der Beyfall von fünf oder sechs Leuten, die um uns herum sitzen, schon ergötzt und beruhiget. Je größer die Anzahl der Bewunderer ist, desto mehr werden wir in der guten Meinung von uns selbst gestärkt und unsere Zufriedenheit erhöhet. Themistokles gestand es seinen Freunden, daß er nie ein lebhafteres Vergnügen empfunden habe, als bey den Olympischen Spielen nach der

Schlacht bey Salamin, wo alles Volk nicht mehr auf die Spiele, sondern auf ihn Acht gab, und ihn mit Fingern den Fremden wieß. Es wird wohl wenige Menschen geben, die einen so schlechten oder aufrichtigen Begriff von sich haben, daß sie sich nicht, wenigstens in ihrer Kaste, für ehrenwerth halten sollen. Deßwegen wagt es jeder, sich mit einem hochgeachteten Mann zu vergleichen. Er spähet jede Seite an demselben aus, bis er eine findet, an welcher er seine Größe mit Vortheil messen zu können glaubt. Es muß dann viel seyn, wenn er sich nicht größerer Ehre würdig achtet als den Beneideten. Nach dem Sieg bey Salamin wider die Perser schrieben die griechischen Feldherren jeder auf ein besonderes Blatt die Namen derjenigen, welche sich in der Schlacht am tapfersten gehalten hatten. Jeder setzte seinen Namen am ersten Platz, hernach den Namen des Themistokles. Es ist diese Erscheinung unter Menschen um so weniger sonderbar, da jemand sogar an den Heiligen will bemerkt haben, daß der Weihrauch, den man auf den Altar des Xineci verdampfen läßt, den Andern etwas fade riechen soll. Unterdessen hat der Trieb der Ehre einen ausserordentlichen Einfluß auf das Wohl der Menschheit. Wenn sich der

junge Alexander härmte, so oft sein Vater Philipp, König von Macedonien, eine Stadt eroberte oder eine Schlacht gewann, aus Furcht, er möchte ihm allen Stoff des Ruhmes aufzehren; wenn Themistokles über den Sieg bey Marathon, der dem Miltiades so große Ehre erwarb, nicht mehr schlafen konnte; wenn Thucydides in der Seele betrübt wurde als Herodot zu Olympia seine Geschichte mit allgemeinem Beyfall öffentlich vorlas; wenn Cäsar im Tempel des Hercules zu Cadix an der Bildsäule des Alexanders weinte, weil der Macedonier in seinem Alter schon große Thaten verrichtet hatte; so läßt sich die Macht des Ehrtriebes wohl nicht in Zweifel ziehn. Allein gar oft wird dieser ausschweifend und unbändig, und richtet fürchterliche Verheerungen an. Die großen Eroberer, die uns die Geschichte so sehr anpreiset, haben mit Herostrat, der den berühmtesten Tempel anzündete, um seinen Namen zu verewigen, den nämlichen Beweggrund, nur daß ihre Wirkungen unendlich zerstörender waren. Dem Ehrgeizigen ist nichts zu kostbar, nichts zu heilig, das er nicht seiner Leidenschaft aufzuopfern im Stand wäre. Wenn Gott der Allmächtige, rief der Bischof von Basel aus, sich nur ein wenig von sei-

nem Throne bewegte, würde der Graf Rudolph von Habspurg sich augenblicklich darauf setzen. Unterdessen sind die Menschen selbst Schuld, daß die Ehrgeizigen in den Mitteln, sich Ruhm zu erwerben, nicht sorgfältiger sind. Würden die Thaten nach sittlichen Grundsätzen beurtheilt, und nach diesen Urtheilen Achtung oder Verachtung ausgetheilt; so würde der Ehrgeizige seinen Zweck verfehlen, wenn er nur auf die großen Wirkungen seiner Thaten pochen wollte, ohne wenigstens die Gesetzmäßigkeit derselben an Tag zu legen. Nach diesem Verfahren würden viele der gepriesenen Helden in die Zahl der Räuber und Mörder herabsinken, die Jammer und Elend über die Menschheit verbreiteten, und ihres Abscheues, anstatt ihrer Verehrung würdig seyn. Die höheren Stände scheinen wirklich gewisse Gesetze der Ehre unter sich eingeführt zu haben. Aber leider wird durch selbe eher den Lastern ihre entehrende Kraft benommen, als daß die Tugend dadurch befördert würde. Unzucht, Ehebruch, Zweykämpfe, Irreligiosität, Verschwendung, Schuldenmachen, ohne den Willen zu haben, selbe je zu bezahlen, entehren nicht, wenn man nur dabey ein artiger Gesellschafter ist. Ja der Zweykampf, diese barbarische Sitte, erhöht um vieles den Ruhm

der Kämpfer, und Verachtung würde den Mann treffen, der sich weigerte, die Entscheidung seiner Sache auf die Stärke und Geschicklichkeit seines Armes ankommen zu lassen. So unlauter sind die Maximen der Ehre bey den höhern Ständen geworden, daß man der Vernunft und Tugend entsagen muß, wenn man unter ihnen geachtet seyn will.

Ehrlichkeit.

Ehrlich währt am längsten. Eine ehrliche Hand geht durchs ganze Land. Ehrlich macht reich, aber langsam geht es her. Ein ehrlicher Kerl ist zu vielen Dingen nicht zu gebrauchen. Der gerade Weg ist der kürzeste. Geradeweg, wie der Teufel die Bauern holt. — Müller, Schneider und Weber werden nicht gehangen, weil sonst das Handwerk untergienge. In der Mühle ist's best, daß die Säck nicht reden können.

Ehrlichkeit drückt eine sorgfältige Achtung gegen fremdes Eigenthum aus. Deßwegen ist nicht nur der grobe Diebstahl, sondern jeder Betrug, Uebervortheilung, listige Auslegung der Verträge und dergleichen politische Kün-

ſie eine Verletzung der Ehrlichkeit. Der ehrliche Mann will immer recht verſtanden werden, redet und handelt daher überall offen und beſtimmt. Er kann die Wort nicht überzuckern oder halb abbeißen; kann keine ſüßen Geſichter ſchneiden, wo ſaure hingehören, und nicht lachen, wo man weinen ſoll. Deßwegen iſt er zu gar vielen Dingen nicht zu gebrauchen. Er verpatſchet alles, ſagen die Klugen mit der Doppelzunge. So verpatſchte der ehrliche Callikratidas die Subſidiengelder, die Sparta von dem Perſiſchen Cyrus zu erhalten hoffte. Da er an Hof des Cyrus kam, wollte er ohne Umſtände eintreten. Der Admiral der griechiſchen Flotte will den Prinzen ſprechen, ſagte er mit feſtem Ton, als ihn die Hofſchranzen halt machen hießen. Allein die Geradheit dieſes Mannes ſchien den Höflingen eine Beſchimpfung der Majeſtät ihres Herrn zu ſeyn, und wieſen ihn mit Verachtung ab. Sein Collega Lyſander verſtand ſich beſſer auf's Schmeicheln und Kriechen. Wo die Löwenhaut nicht zureicht, ſagte dieſer verſchlagene Hofmann, muß man den Fuchspelz einflicken. Unterdeſſen will jeder ein ehrlicher Mann ſeyn; oder ſcheinen, es zu ſeyn: weil nur Ehrlichkeit Zutrauen unter den Menſchen erwirbt.

erwirbt. Ein schönes Beyspiel von Ehrlichkeit gaben die Athener, als ihnen Themistokles vortrug, er wisse ein Mittel, ihnen sogleich die Oberherrschaft über ganz Griechenland zu verschaffen; doch müsse dieses Mittel geheim gehalten werden. Das Volk verlangte, er soll seinen Vorschlag dem Aristides, dem ehrlichsten Manne in der Republik, entdecken, und dieser soll dann sein Urtheil hierüber dem Volk verkünden. Aristides, nachdem er in Kenntniß dieses Mittels gesetzt wurde, erklärte der Versammlung; daß für Athen nichts nützlichers aber auch nichts ungerechters könne erdacht werden, als der Vorschlag des Themistokles. Das Volk äusserte einmüthig seinen Unwillen, daß man ihm ein so unredliches Verfahren wider seine Brüder, den übrigen Griechen, zuzumuthen wage. Denn Themistokles wollte die Flotte des übrigen Griechenlandes, die eben in einem benachbarten Hafen lag, verbrennen. Auch die Römer haben in ihren frühern Zeiten schöne Beyspiele von Redlichkeit und Ehrlichkeit gegeben. Nur Eines zur Probe. Hannibal ließ viele gefangene Römer nach Rom reisen, um ihre Loskaufung daselbst zu bewirken, doch mit dem ausdrücklichen Versprechen, wieder ins Lager

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

zurückzukehren, wenn die Auslösung nicht zu Stand komme. Einige kehrten in das Lager, das sie kaum verlassen hatten, unter erdichtetem Vorwand auf einige Augenblicke wieder zurück, und glaubten, nun ihres Versprechens entbunden zu seyn. Aber die Censoren von Rom bestraften sie scharf, erklärten sie des Stimmenrechtes unfähig, und die Zünfte stießen sie aus ihrer Mitte. Doch das edelste Beyspiel von Ehrlichkeit, das die Geschichte aufzuweisen hat, gaben Kaiser Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne von Oesterreich. Sie kämpften um die Kaiserkrone. Ludwig siegte und bekam den schönen Friedrich gefangen. Er gab ihm auf Bedingungen die Freyheit. Doch weil Friedrich dieselben nicht erfüllen konnte oder wollte, so kehrte er wieder in seine Gefangenschaft zurück. Diese großmüthigen Gegner lebten wie Freunde zusammen. Als Ludwig nach Brandenburg reisen mußte, trug er kein Bedenken, die Beschützung von Baiern während seiner Abwesenheit dem Friedrich zu übertragen, der sich auch gefaßt machte, das Land auf's beste zu vertheidigen. Solche Thaten von Fürsten stärken die guten Sitten des Volkes. Die Baiern haben den Ruhm der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit noch immer vor vielen Völkern behauptet.

Sie brauchen noch wenig Vorsicht im Handel und Wandel und bauen viel auf das gegebene Wort. Der Unredliche wird mit Verachtung genennt und der Betrogene nicht verlacht. Möge dieser Charakterzug meiner lieben Landsleute nie verlöschen!

Einbildung.

Hoffen und Harren macht manchen zum Narren. Er leidet an der Einbildung. Er bauet sich Luftschlösser. Er hoffet noch Pabst zu werden.

Die Einbildungskraft ist unser Mundkoch, der überall die besten Stücke zusammen sucht, und uns Leckerbissen bereitet, wie wir sie nur wünschen. Es sind aber nur Schaugerichte, die, wenn wir das Maul darnach spitzen wollen, in nichts zerfließen. Unterdessen empfinden wir an den Werken unsrer Einbildungskraft ein rechtes Behagen und verschwenden viele Zeit mit Aufbauung der Luftschlösser. Es geht der Bau so leicht vor sich, es zeigen sich keine Hindernisse, oder sind doch

leicht gehoben, wir üben eine Art von Schöpfung aus, indem wir nur wollen dürfen, so steht alles gar herrlich da — in der Einbildung. Der Genügsame legt sich einen schönen Mayerhof an, pflanzt dabey einen Garten, nicht weit davon ein Eichwäldchen, leitet einen Forellenbach dazwischen ꝛc. Der seine Nase etwas höher trägt, richtet sich ein herrliches Landgut zu, bauet eine hohe Burg, legt Parke an ꝛc. Der Habsüchtige träumt von Millionen. Der Naseweise setzt sich auf einen Königsstuhl und giebt dem Staat eine bessere Einrichtung. Das Mädchen setzt sich ein Ideal von Mann zusammen und verliebt sich darein. Der Jüngling macht's nach seiner Art eben so. Daher leben die Menschen größten Theils in der idealen Welt, weil ihnen da alles nach Wunsch geht. Allein man stoßt sich unvermuthet an ein Eck der wirklichen Welt und erwacht vom schönen Traume wieder. Da findet man dann alles ganz anders und wird unzufrieden, bis man den Traum wieder vergessen hat. Würde sich eine solche Einbildung in uns fest setzen, so würde sie Wahnsinn genennt; aber recht glückselig könnte man dabey doch seyn. So bilden sich z. B. die jetzigen Bewohner von Rom ernstlich ein, sie seyen die Römer, von denen die Geschichte

so viel ruhmwürdiges erzählt. Sie legen deßwegen ihren Kindern noch die Namen der alten Römer eines Julius, Octavius rc. bey. Wer wollte ihnen dieses Glück misgönnen? Und wenn Plinius recht gesehen hat (er führt seine eignen Augen als Zeugen an) daß Lucius Copitiu durch seine Einbildungskraft in ein Weib verwandelt wurde, so könnten wohl auch die weibischen Römlinge wieder Römer werden. Dem Cyppus, einem lombardischen König, wuchsen über Nacht Stierhörner am Kopf, indem er am Tag einem Stiergefechte mit größtem Vergnügen zusah'. Dieser Fall ist heut zu Tag noch nicht selten, wiewohl die Hörner dieser Art durch eine fremde Einbildung entstehn. Wie viel die Einbildungskraft bei den schwangern Frauen und Schaafen vermag, beweisen die vielen Misgeburten und Muttermale der ersten und der Pfif des Patriarchen Jacobs.

Erfahrung.

Die Erfahrung ist die beste Lehrmeisterinn.
Ein Erfahrner ist besser als zehn Gelehrte.
Einmal sehen ist besser als zehenmal hören.
Die Erfahrung ist eine theuere Schule.

Man weis, was man hat, aber nicht, was man bekommt. Wer nicht ausgeht, kommt nicht heim. Er hat noch kein Pulver gerochen. Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer. Die Erfahrung ist ein langer Weg.

Die Erfahrung ist zu allen Zeiten als eine reiche Quelle von brauchbaren Kenntnissen hochgeachtet worden. Man glaubte, das Wissen ohne Erfahrung sey kein sicheres und vollständiges Wissen, mit dem man wohl fahren könne; man müsse erst Versuche damit gemacht haben, um sich darauf verlassen zu können. Denn das Wissen ist zu allgemein und bildet eine höhere Welt; kömmt man damit in die untere Welt herab, die wir dermal bewohnen, so bleibt man gern in Sümpfen stecken, oder stoßt sich den Kopf wund, weil einem ohne Erfahrung diese sonderbare Alltagswelt unbekannt ist. Deßwegen nahm man von jeher nur erfahrne Leute zu wichtigen Geschäften, und schätzte den Rath der Alten sehr hoch, weil sie den Gang der Dinge lange genug beobachteten und die Reibungspunkte kennen, wo Vorsicht nöthig ist, um mit dem Karrn nicht in Koth stecken zu bleiben. In den neuesten Zeiten ist man aber dahinter ge-

kommen, daß die Erfahrung die Leute zu lange bey der Nase herumführt, und ihnen zuletzt doch die Wahrheit in ihrer ganzen Breite, Tiefe und Länge nicht zeiget. Man warf sie deßwegen zum Tempel der Wissenschaften hinaus, und verwieß sie zum Pöbel, der keines bessern Führers werth sey. Dagegen gewöhnte man sich an, alle Wahrheit ganz allein aus sich selbst, ungefähr wie die Spinnen ihre Fäden, herauszuhaspeln, und alles ohne Erfahrung zu bestreiten. Diese neue Methode, weise zu werden, gefiel niemand besser als den jungen Leuten: denn diese waren nun mit ihrem sechzehenten Jahre, wo sie das Haspeln bereits erlernt hatten, vollendete Männer. Und weil sie denn in ihren Köpfchen von allen den Einrichtungen in der Welt, die bisher das Ganze so ziemlich im Gang erhielten, nichts vorfanden; so wollten sie alle diese Gerüste im Staat und Kirche zusammenreissen und dafür fast nichts aufbauen. Die Alten, die man weder um Rath fragte, noch achtete, murreten über dieses Verfahren und überhaupt über die neue Methode gewaltig, denn für's erste kam ihnen ihre lange Erfahrung theuer genug zu stehen, und nun wollten die Jungen ohne dieselbe, und ohne alle Mühe klüger geworden seyn als sie. Und dann befürchteten

die Alten auch, es möchte durch das kühne Einreissen der Säulen das Gewölbe einstürzen, und sie mit der weisen Jugend erschlagen werden, und man weiß ja, daß die Alten noch lieber leben als die Jungen. Man bemerkte aus dem Krachen hie und da wirklich die nahe Gefahr, und lenkte wieder ein. Die Erfahrung wird demnach vermuthlich wieder in Activität gesetzt werden und das von Rechtswegen. Erfahrung und Vernunft sollen Hand in Hand gehn. Wer die eine oder die andere verachtet, versenget der Menschheit das eine Aug.

Erziehung.

Wie man die Kinder ziehet, so hat man's. Den Kindern muß man den Kopf brechen. Die Jugend hat keine Tugend. Wo keine Zucht ist, ist keine Ehre. Eine barmherzige Mutter zieht lausige Kinder. Ohne Ruth' thut das Kind kein gut. Es ist kein Streich verlohren, ausser der darneben geht. Wer um gute Wort nichts giebt, bey dem helfen auch die Schläge nicht. Böse Kinder machen die Eltern fromm. Wer die Eltern nicht hört, muß das Trommelfell hören.

Fremde Kinder werden gut erzogen. Die Fremd zieht die Leute. Kinder müssen nicht von allem haben. Art von Art laßt nicht. Die Aepfel fallen nicht weit vom Stamm. Die Kützl werden alle, wie ihre Mutter, Geise.

Die Erziehung ist eine Entwicklung und Ausbildung der Naturanlagen. Es liegt die Frucht der Erziehung schon im Kinde. Der Erzieher darf nur Hebammendienste dabey thun, wie sich Sokrates ausdrückt, um die Frucht zu Tage zu fördern. Der rohe Stoff bedarf des Reizes, um zur Selbstthätigkeit zu erwachen. Durch beständige Reize auf den Geist wird die Erregung immer vergrößert und Fortschritte und Annäherung bewirkt. Derjenige, welcher schon höher steht, muß den, der noch auf einer niedern Stufe weilet, aufziehn. Die Erziehung erreicht eigentlich nie ihr Ende, denn es giebt noch immer höhere Stufen, wohin man gezogen werden kann — bis zur Gottheit. Der Erzieher muß sohin seinem Zögling nur die Hindernisse wegräumen, oder ihn vielmehr auf die Mittel aufmerksam machen, wie er sie selbst heben kann. Die beste Erziehung ist nur eine gute Anleitung zur Selbsterziehung. Der Mensch

muß selbst werden, was er werden kann. Doch soll diese Anleitung die gewünschten Früchte hervorbringen; so muß eine harmonische Entwicklung aller Kräfte eingeleitet werden; nicht der Körper allein, nicht der Verstand, die Einbildungskraft, oder das moralische und religiöse Gefühl allein: sondern alle geistigen und körperlichen Vermögen müssen gehörig bearbeitet werden, sonst wird die Jugend verbildet, unförmlich, einseitig. Dabey soll ein vorzügliches Augenmerk auf die besondern Eigenschaften der Kinder gerichtet werden, indem nicht alle gleiche Fähigkeiten und Anlagen besitzen, und daher auch verschiedener Behandlungsarten bedürftig sind. Die Köche behandeln jede Speise besonders, je nachdem es die Beschaffenheit derselben fodert, die eine mit Essig, die andere mit Zucker ꝛc. Die Kochkunst ist aber auch viel höher getrieben worden als die Erziehungskunst. Doch hat man von jeher die Wichtigkeit der Erziehung eingesehen. Zu Athen war die Aufsicht über die Erziehung der Jugend dem höchsten Gerichte des Staates (Areopag) anvertraut. Zu Sparta nahm der Staat die Kinder vom 7ten Jahre an in seine öffentlichen Erziehungsanstalten. Bey den Persern wurde keinem ein Staatsamt anvertraut, der nicht

in guten Schulen seine Bildung erhalten hatte. Die Mitylener wußten ihren überwundenen Feinden keine größere Strafe aufzulegen, als daß sie ihnen die öffentlichen Lehranstalten untersagten. König Philipp von Macedonien drückte seine hohe Meinung von der Erziehung auf's lebhafteste aus, da er bey der Geburt des Alexanders an den Weltweisen Aristoteles schrieb: „Ich danke den Göttern nicht so sehr, daß sie mir einen Sohn gegeben, als daß sie ihn mir zur Zeit des Aristoteles haben gebohren werden lassen. Ich habe Ursache, mir zu versprechen, daß du aus demselben einen würdigen König von Macedonien bilden wirst.“ Auch Alexander erkannte die Wohlthat einer guten Erziehung, indem er sagte: „seinem Vater verdanke er das Leben, die Kunst wohl zu leben aber dem Aristoteles. Lykurg überzeugte die Spartaner durch den Augenschein, wie viel an der Erziehung der Jugend gelegen seye. Er brachte zwey Hunde auf den Markt, und setzte vor selbe eine Schüssel voll Speisen und einen lebenden Haasen. Obschon beyde Hunde sehr hungerig waren, so lief doch der eine dem Haasen nach, während sich der andere die Speisen wohl schmecken ließ. Seht, Spartaner, rief Lycurg, die ungleiche Erziehung! Den einen ließ ich zu

Haus gut füttern, den andern richtete ich zur Jagd ab. Auf den Balearischen Inseln (Majorca und Minorca) legten die Mütter das Morgenbrod für ihre Kinder auf hohe Bäume. Die Knaben mußten es durch Steine herabschleudern, wenn sie es genüßen wollten. Dadurch wurden diese Insulaner als Steinschleuderer hoch berühmt. Daher heißt es in Wahrheit, wie man's zieht, so hat man's, wenn man nur auch auf die Beystimmung der Minerva Rücksicht nimmt. Man kann aus den Kindern Schleuderer, Jäger, faule Bäuche, Tänzer, Empfindler, Narren, ehrliche Leute, Patrioten, Schurken, verständige, wohl gar vernünftige und tugendhafte Menschen bilden. Daß das Letzte nicht immer geschieht, mag wohl die Schuld daran liegen, weil die moralische Bildung zu sehr vernachläßiget wird, welche doch die Normen angeben soll, nach welchen alle übrigen Kräfte des Menschen angewendet werden sollen. In den höhern Ständen wird vorzüglich die ästhetische Bildung getrieben, und die wichtigste, die Sittliche, sehr wenig geachtet; schon der alte Dichter Uz klagt hierüber:

Wer pflanzt in ihre Brust Empfindungen
der Tugend,
Und Liebe für das Vaterland?

Wer bildet ihre jungen Seelen
Noch ehe sie das Laster wählen?
Man bildet nur den Leib.

Bey den niedern Ständen wird die ästhetische Erziehung fast gar nicht geachtet, etwas mehr die sittliche und am meisten die intellectuelle beabsichtiget. Die schönste Bildung würde ohne Zweifel entstehn, wenn Herz und Kopf mit gleichem Fleiße bearbeitet und ihr Werth noch durch die ästhetische Form erhöhet würde.

Falschheit.

Es schlafen nicht alle, welche die Augen zuhaben. Dem Landfrieden ist nicht zu trauen. Er tritt leis auf als trüg' er Eyer. Er geht herum, wie die Katze um den heißen Brey. Er hat's faustdick hintern Ohren. Er haltet immer hintern Berg. Er weis seinen Streichen ein schönes Färblein zu geben. Bey ihm geht's kalt und warm aus einem Darm. Er ist ein Judasbruder. Er weis Speck auf die Falle zu legen. Er kann einem das Maul machen, vom Polster herabschwätzen, um sich darauf zu setzen. Er ist ein falscher Drepbatzler. Er versteht's, sei-

nen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Dahinter stecken faule Fische. Im Trieben ist gut fischen. Er führt was im Schild. Er führt einen Fuchs-Schwanz in der Wappe. Man kommt ihm nicht hinter seine Schliche.

Falschheit, eigentlich Verstellung, wird begangen, wenn man seine Worte, Minen und Handlungen so stellet, daß andere einen unrichtigen Sinn daraus dollmetschen. Sie ist eine falsche Münze, die das Gepräg der Aechten, aber nicht ihren innern Gehalt hat. So schlug der Erdebestürmer Alexander den Atheniensern als das beste Mittel zwischen ihn und ihrer Republik einen ewigen Frieden zu gründen vor, ihm die zehn Redner, die Urheber des griechischen Bundes, auszuliefern. Doch Demosthenes sah' hinter der Larve des Friedens den laurenden Feind und belehrte die Athenienser darüber durch die Fabel des Wolfes, der den Schaafen die Auslieferung der Hunde vorschlug, um mit ihnen im Frieden leben zu können. Die Verstellung ist eine lästige Stellung, denn sie ist dem Menschen widernatürlich. Daher giebt es wenige, die ihre geborgte Rolle lange spielen, ohne wenigstens

von feinern Augen entdeckt zu werden. Es hat die Geschichte kaum einen größern Meister in der Verstellungskunst aufzuweisen als den Cardinal Montalto, der nachher als Pabst Sixtus V. sich unter den Fürsten Roms so vorzüglich auszeichnete. Er wußte, daß die Cardinäle lieber alte, gebrechliche und wohl auch einfältige Männer zu Päbsten wählen, als kraftvolle und selbstdenkende, theils um bald wieder eine neue Wahl vornehmen zu können, theils um Antheil an der Regierung zu erhalten. Deßwegen stellte sich Montalto seit der Zeit, als er Cardinal wurde, fünfzehn Jahre hindurch einfältig und kränklich; er gieng mit gesenktem Haupt, als wenn das Alter ihm den Nacken abdrücken wollte, er wankte an einem Stab dahin, daß jedermann Mitleid mit dem guten Alten hatte. Als die Factionen im Conclave nicht einig werden konnten, so wählten sie Montalto zum Pabst, weil sie sicher hofften, in ein paar Monate eine neue Wahl unternehmen zu können. Allein so bald Montalto aus der Vorlesung der Stimmen so viel bemerkte, daß die größere Zahl schon auf ihn lautete, konnte er das Ende der Stimmen-Vorlesung nicht mehr abwarten; sondern stand mit Jugendkraft von seinem Sitz auf, warf den Stab, woran er

sich zu lehnen pflegte, mitten in die Kapelle, und spie mit erhabenem Kopf so nachdrücklich aus, daß ein Mensch von dreyßig Jahren es wohl nicht nachdrücklicher hätte thun können. Die Cardinäle bekamen alle Farben des Regenbogens in ihren Gesichtern: aber es war zu spät. Sixtus stimmte sogleich, ehe die Wahlherren zur Besinnung kommen konnten, mit kraftvoller Stimme die Dankhymne an und regierte dann die verdorbenen Römer mit einer eisernen Ruthe. Deioces, der Meder, suchte auch durch Verstellung die Königswürde in seinem Vaterland zu erhalten; aber sie war doch anständiger als des falschen Sixtus Seine. Er befreite durch seine Bescheidenheit und Gerechtigkeitsliebe sein Vaterland von der Anarchie. Zog sich aber auf einmal unter dem Vorwand, daß er über fremde Angelegenheiten seine eigenen Geschäfte vernachläßigen würde, in die Einsamkeit zurück. Eigentlich aber, damit die Meder durch die Rückkehr der vorigen Verwirrung doch auf den Einfall kommen sollten, ihm die Königswürde anzutragen, welches denn auch geschah. Die Sittlichkeit der Verstellung für alle Fälle zu bestimmen, ist sehr schwer. Die Verstellung, welche Betrug und Be-

Beschädigung zum Zweck hat, ist immer verabscheuungswürdig. Denn es ist wider alles Völkerrecht, die Flagge der Freundschaft aufzustecken, die traulichen Schiffer an sich zu locken und sie dann zu plündern. Aber es ist kaum zu vermeiden, daß man nicht manchmal seiner wahren Absicht ein kleines Mäntelchen umhängt, um nicht geneckt zu werden; oder ein Schönpflästerchen auflegt, um ein kleines Geschwür zu decken. Wer aber das ganze Gesicht mit der Maske deckt, macht sich höchst verdächtig, eine faule Nase zu haben.

Feindschaft.

Feinde sind oft besser als Freunde. Man muß keinen Feind verachten. Dem fliehenden Feind muß man goldene Brücken bauen. Wem man nicht hold ist, steckt man keinen Mayen. Viele Hunde sind des Haasen Tod.

Die Feindschaft besteht in einer Abneigung von andern, die bis zum daurenden Haß und Rachsucht aufschwillt. Sie verbittert das Leben, denn der Haß ist eine sehr unangenehme Empfindung, und verleitet zu vie-

len Ungerechtigkeiten. Doch kann man von seinen Feinden manchmal einen großen Vortheil, besonders in Rücksicht der Erkenntniß unserer Fehler, ziehen. Diogenes sagte deßwegen, wenn einem wohl gerathen seyn soll, so müsse man einen recht treuen Freund oder einen recht argen Feind haben, denn durch beyde wird man auf seine Fehler aufmerksam gemacht und angetrieben, selbe zu vermeiden. Den Feinden entgeht kein Flecken an uns, wenn er auch noch so klein ist. Die Feinde des Pompejus bemerkten sogar, daß er sich nur mit einem Finger auf dem Kopf kratzte und legten es ihm als ein verzärteltes Betragen aus. Hiero, Tyrann von Syrakus, erfuhr von seinen Feinden, daß er aus dem Mund übel rieche. Durch Feinde wird oft selbst das Publicum von den wichtigen Entdeckungen benachrichtet, daß der Eine rothe Haare, ein Anderer einen krummen Finger, oder ein Maal auf dem Rücken habe. Kommen die Feinde mit solchen wichtigen Entdeckungen angestochen; so ist der Mann, den sie damit beschmutzen wollten, gewiß vortreflich. Deßwegen sagte der Cardinal und Minister Richelieu sehr wahr: daß er die verdienstvollen Männer eher durch ihre Feinde als Freunde haben kennen gelernt, indem jene

das Gute nicht ganz verschweigen können, weil sie sonst keinen Glauben finden würden: und die Fehler, welche sie angeben, nach Abzug ihrer feindlichen Vergrößerung, doch nur Kleinigkeiten bleiben. Die Freunde aber vergrößerten das Gute, und verschwiegen das Böse, wobei die Wahrheit schwer zu erkennen sey. Feinde nützen sohin oft mehr als Freunde. Auch Feindschaften der Völker, wie einzelner Personen, gewähren diesen Nutzen. Cato trug in Rom immer darauf an, daß man Carthago zerstören müsse. Scipio Nasica aber war stäts dagegen und behauptete im Senate: der Untergang dieser Stadt wäre das Verderben der Römischen Republik, weil Rom, wenn es keine Nebenbuhlerinn mehr zu befürchten hätte, seine alten Sitten verlassen und weichlich werden würde. Die Erfahrung bekräftigte nachher den weisen Rath des Scipio. Bey niedrigen und rohen Seelen nimmt die Feindschaft eine abscheuliche Gestalt an, sie verschmähet kein Mittel, ihre Rache zu kühlen. Große Seelen aber gehen mit offenem Helm wider einander, und achten die Menschenrechte auch in ihrem Feinde. Scaurus schickte dem Domitius seinen Sklaven gebunden zurück, der ihm Schriften behändigen wollte,

die er wider seinen Feind sehr vortheilhaft hätte gebrauchen können. Cäsar ließ die Bildsäulen des Pompejus, welche seine Schmeichler umwarfen, wieder aufrichten, und befestigte dadurch, wie Cicero sagt, die Seinigen. Edle Männer vertheidigen ihre Rechte ohne Unrecht, und bestrafen Beleidigungen ohne Haß.

Fleiß.

Müh' und Fleiß bricht alles Eis. Erst auf viele Streiche fällt die Eiche. Mit Fleiß und Geduld nagt eine Maus ein dickes Brett durch. Auch ein weicher Wurm zernagt ein hartes Holz. Wer sucht, der findet. Ein gutes Licht brennt den Scheffel durch. Fleiß wird weise. Zu viel Fleiß und Unfleiß fällt auf'm Eis.

Um den Fleiß ist es eine gar trefliche Sache. Der Fleißige bietet allen seinen Kräften auf, um seinen Gegenstand Vollkommenheit zu geben. Er sinnet bey jedem Geschäfte oder Arbeit der möglich höchsten Vollkommenheit nach, und bestrebet sich, keine Mühe scheuend, sie in der schönsten Form auszudrücken. Er

weis daher überall Verbesserungen anzubringen, bisher unbenützte Dinge zu benutzen, hergebrachte Behandlungsarten abzukürzen, neue Kunstgriffe anzuwenden, der Natur mehrere Vortheile abzugewinnen, ihren Bestrebungen durch künstliche Anstalten zu Hülfe zu kommen, und den Werth ihrer Produkte durch neue Bildungen zu erhöhen. Wie glücklich würde eine bürgerliche Gesellschaft seyn, dessen Mitglieder alle fleißig wären, oder ihre Geschäfte und Arbeiten mit unermüdeter Emsigkeit zur Vollkommenheit zu bringen streben würden. Die Fürsten würden dann nicht blos Decrete unterschreiben; die Beamten nicht blos Taxen und Diäten berechnen; die Bischöfe würden nicht blos Priester und Kirchen weihen; die Priester würden dann nicht blos predigen, um gepredigt zu haben, die Künstler und Handwerker würden dann nicht mehr übereilte, fehlerhafte Arbeiten liefern, der Bauern Lehrmeister würden nicht mehr der Herkommanus und Observantius seyn, kurz, alles würde eine bessere Gestalt gewinnen, wenn Fleiß die Vorstände und Nachstände, die Herren und Diener, Meister und Gesellen beseelen würde.

Freundschaft.

Alte Freunde, alter Wein und altes Geld haben den Preis in aller Welt. Gute Freunde nehmen mit allem für lieb. Freunde in der Noth geh'n hundert auf ein Loth. Fliegen und Freunde giebt es, wenn die Sonne scheint. Es gehen nicht viele Freunde in ein kleines Haus. Das Kind ist gestorben, die Gevatterschaft hat ein End'.

Wahre Freundschaft hat nur unter guten Menschen statt, denn nur diese haben Ein Ziel ihres Strebens, welches Beyde ohne gegenseitige Beeinträchtigung zugleich erreichen können. Wenn sie dazu in den äussern Verhältnissen verschiedene Wirkungskreise haben; so erhält sich ihre Freundschaft noch leichter und inniger, weil nach der gewöhnlichen Erfahrung unter Kollegen die Freundschaft schwer zu pflegen ist. Selbst Peter und Paul waren gegen einander nicht am besten zu sprechen. In der alten Welt kommen die Freunde nur immer paarweise vor. Sie preiset die Freundschaft des Theseus und Pirithous; des Achilles und Patrokles; des Orestes und Pylades; des Damon und Pythias; des Epaminondas und Pelopidas; des David und Jonathan.

Heut zu Tag hat man die Menge Freunde; allein mit dieser Erweiterung hat die Freundschaft auch ihre Innigkeit verlohren. Es ist nicht wohl möglich, viele Freunde zu haben, denn die Freundschaft dringt auf Gleichheit der Denkungsart und Neigungen, wenigstens in den vorzüglichsten Gegenständen. Es müßte einer ein unredlicher Proteus seyn, sagt Plutarch, wenn er sich bey der Verschiedenheit der Menschen in so viele Gestalten verwandeln müßte. Es müßte einer mit dem Liebhaber der Wissenschaften studieren, mit dem Freunde der Jagd herumstreichen, mit Zechbrüdern sich berauschen ꝛc. Deßwegen ließ der Censor Cato auf seinen Ring graben: Sey Freund von Einem und Feind von Keinem. Man hat jederzeit einen wahren Freund für eine Seltenheit gehalten; weil man zu viele Erfahrungen gemacht hat, daß sich der Eigennutz gar oft in die Maske der Freundschaft verstecket. Deßwegen ist bey der Wahl eines Freundes Vorsicht nöthig. Bey einer bedenklichen Lage des Freundes verräth sich der falsche Freund und zeigt wie ein zerklobener Topf durch einen dumpfen Klang seine Unbrauchbarkeit an. Viele geben über Freundschaften die Regel der Klugheit: man soll nie vergessen, daß der Freund unser Feind werden könnte. Diese

Regel mag in Rücksicht der sogenannten Freundschaften sehr wichtig seyn; allein sie verdrängt die Innigkeit und Offenherzigkeit, welche doch eben den Honig der Freundschaft ausmacht. Unter edelmüthigen Seelen ist diese Vorsicht unnöthig, sonst würde man lieber auf alle Freundschaft Verzicht thun, und mit Bekanntschaften zufrieden seyn müssen. Und doch, wie Bürger sagt: ist's eine himmlisch schöne Sache um einen rechten braven Herzensfreund, der, ist man fröhlich, wacker mit uns lache, und ehrlich weine, so man selber weint.

Freyheit.

Zu viel frey, bringt Reu. Das freye Schaaf frißt der Wolf. Freyheit und schwarzes Brod dazu. Eigner Heerd ist Goldes werth.

Freyheit war den Menschen von jeher ein süßer Name. Wo sie über die Gebühr beschränkt wurde, floß Blut. Ein freyes Wesen zu seyn, ist des Menschen höchster Vorzug vor allen Thieren, und der rechte Gebrauch derselben verschaft ihm die erhabenste Würde.

Allein es ist kaum ein Name so misbraucht worden, als der Name der Freyheit. Die Thoren halten die Zügellosigkeit für Freyheit, sie wollen thun können, was sie wollen, nicht, was sie sollen. Nur recht thun und nichts anders wollen ist Freyheit des Geistes, in dessen Besitz der Mensch vorerst seyn muß, ehe ihm der äussere Zwang abgenommen werden kann: ohne jene und diesem würde er ein reissendes Thier seyn. Volle Freyheit kann nur unter guten Menschen wohnen. Diese bedürfen der drohenden Mine des Gesetzes nicht, um Gutes zu wollen und zu thun. Sie haben kein Interesse als für das Wahre, Gute und Schöne. Was sollen Gesetze für diese höhern Wesen? Diese Freyheit ist die Bestimmung des Menschen. Darnach sollen alle ringen. Doch die Menge ahnet kaum diesen hohen Sinn der Freyheit. Sie will Gesetzlosigkeit, wenn sie Freyheit fodert; sie will nur Freyheit für ihre Leidenschaften, und deßwegen die vielen Schranken niederreissen, welche den Wildling bisher noch fesselten. Man sollte glauben, der Sinn der ächten Freyheit würde in Republiken vorzüglich blühen, allein man stößt nirgend auf größere und mehrere Tyrannen, als in den sogenannten freyen Staaten. Die dreyßig Tyrannen, welche zu Athen die

Regierung führten, ließen nach Xenophon in acht Monaten mehr Menschen hinrichten, als in dreyßig Jahren in Kriegen getödtet wurden. Diese dreyßig Tyger wurden endlich verjagt. Man setzte zehen andere ein, die es nicht besser machten. Alle waren in der Schule der Freyheit erzogen. Welche verabscheuungswürdige Tyrannen erzeugte die gallische Freyheit und Gleichheit, welche Greulscenen führte der losgelassene Pöbel auf? Wie war es anders zu erwarten, da er noch nicht einmal des Begriffes der ächten Freyheit fähig war? Das wilde Thier, von seinen Ketten losgelassen, erwürgte seine tollen Führer und mußte durch blutige Tyranney wieder angeschmiedet werden. Man ließ es noch einige Zeit mit der leeren Tonne spielen, bis es sich selbst wieder nach Sicherheit, Ordnung und Gesetzlichkeit sehnte. Manche Staaten dulden einige Freyheiten und machen das Volk glauben, die Freyheit einer Nation bestehe in selben. Der engländische Pöbel darf schimpfen, wohl auch dem Minister, ja selbst dem König die Fenster einwerfen; aber er wird bald nicht mehr die Luft umsonst einathmen dürfen. Die Venezianer setzten ehemals ihre Freyheit darin, daß sie zu jeder Stunde des Tages und der Nacht an den Wänden des prächtigen Palla-

fes ihres Dogen der Göttinn Cloacina ihre Opfer bringen durften. Vermuthlich ist jetzt dieses edle Kleinod der Freyheit dort verlohren gegangen. Weise bürgerliche Gesetze sichern die wahre Freyheit, indem sie die gegenseitigen Pflichten und Rechte der Bürger genau bestimmen, damit sie ihres Daseyns neben einander froh werden können.

Friedfertigkeit.

Friede ernährt, Unfried zerstört. Geduldige Schaafe gehen viel in einen Stall. Ein gutes Wort findet ein gutes Ort.

Der Friedfertige sucht mit und unter andern den Frieden zu fördern. Er verabscheut alle Zweytracht und Feindschaft, ahndet wohl auch Beleidigungen nicht, und opfert von seinen Rechten etwas auf, um den Frieden zu erhalten und wieder herzustellen, wenn es anders ohne Entwürdigung seiner selbst oder ohne Verletzung höherer Pflichten geschehen kann. Der Friede ist ja solcher Opfer werth: denn er erhält der Seele die Ruhe, bei der sie allein geschickt ist, richtig zu denken und

recht zu handeln: er vereiniget die Kräfte der Menschen zur gedeihlichen Pflege ihres gemeinsamen Wohles; unter seinen Schatten reifen alle süßen Früchte des gesellschaftlichen Lebens. Der Unfriede versengt alle bessern Empfindungen, verbittert das Leben, und zerstört nicht selten allen Wohlstand. Ein so großes Uebel hat oft einen sehr kleinen Anfang. Deßwegen, wenn etwas den Frieden stören will, so mache es, wie mit einem Stäublein, das dir in's Auge fällt; ruhe nicht, bis es heraus ist. Brauche keine harte oder beleidigende Worte, wo man mit guten Worten eher zum Ziele kommt; überhaupt fängt man mit einer Unze Honig mehr Fliegen als mit einem Eimer Essig. Der Sturmwind verlohr die Wette gegen die Sonne; auf ihren sanften Schein legte der Wanderer seinen Mantel willig ab, den er beim Wüthen des Sturmes nur desto fester an sich hielt. Ein gutes Wort findet ein gutes Ort. Der Unfriede hat nicht nur einzelne Menschen und Familien, sondern ganze Staaten in's Unglück gestürzt. Die Alten sagten daher, durch Einigkeit werden kleine Dinge groß, durch Uneinigkeit große Dinge klein. Scylur, König der Scythen, wollte diese wichtige Lehre seinen Söhnen unvergeßlich machen, er gab ihnen einen Bündel fest

zusammen gebundener Pfeile hin, und foderte jeden auf, selben entzwei zu brechen. Keiner vermocht's. Er ließ den Bündel auflösen und jedem einen Pfeil geben. Leicht zerbrach ihn jeder. Da habt ihr, sagte der weise König, ein Bild dessen, was die Eintracht bei euch vermögen wird. Der Friede unter euch sey der Schutzgeist eures Reiches, das ich euch hinterlasse.

Fröhlichkeit.

Lustig in Ehren, kann niemand wehren. Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel die Rechnung verdorben. Zu viel Freud bringt Leid. Manchem gehen vor Lachen die Augen über.

Fröhlich sollte der Mensch auf Erde seyn, sonst scheint es, es sey ihm das Traktament nicht gut genug, das ihm hier Gott bis auf weiters angewiesen hat. Ein fröhliches Gemüth ist auch zu allem Guten weit aufgelegter, als ein Kopfhänger. Es sieht alles im rosenfarben Kleid, faßt alles an der bessern Seite an und stimmt alles mit sich zur Harmonie.

Nur ist zu beklagen, daß die Rohen unter ihre Lustigkeit beinahe alle sieben Todsünden begreifen; das merkt man schon aus ihren saubern Sprüchlein: Lustig gelebt rc., nach welchem der Teufel bei ihrem lustigen Leben wohl seine Rechnung fände, wenn sie ihm dieselbe nicht noch zuletzt durch einen reumüthigen Seufzer, wie sie wähnen, verderben würden. Doch solche Wildlinge kennen den frohen Sinn gar nicht, der nur reinen Seelen eigen und sanft, und stille wie ein heiterer Morgen, und mehr ein Labsal des Geistes als des Leibes ist. Bei ihnen besteht die Lustbarkeit darin, daß sie ihrer Thierheit Spielraum lassen, sie schwemmen deßwegen vor allem die Vernunft und das Gefühl der Ehrbarkeit durch Uebermas der Getränke weg, womit dem Thiere die Bande abgenommen sind, und es zügellos gemacht ist. Nun fängt es an, mit Händen und Füßen zu toben, zu schreyen, zu springen, zu fressen, und allen Unfug zu treiben, und das nennt der rohe Haufe ein lustiges Leben. Weil aber die menschliche Natur nicht im Stand ist, ein solches lustiges Leben lange auszuhalten; so haben solche Leute lange traurige Zwischenräume, bis sie wieder stark genug werden, auf einen Tag und Nacht lustig zu seyn. Deßwegen fand der Pfarrer von

Salisbury, als König Carl I. in England befahl, daß sich die Leute an Sonntagen lustig machen, die übrigen Tage aber fleisig arbeiten sollen, für nöthig nebst der königlichen Verordnung auch das dritte Geboth Gottes von der Kanzel zu verlesen, mit dem Zusatz: nun mögt ihr wählen, was euch am besten dünkt.

Fürst.

Wenn die Fürsten raufen, reißen sie ihren Unterthanen die Haare aus. Die großen Herren sind wie die Kinder, sie greifen nach allem, was glänzt. Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen, die Kirschen essen sie, und werfen einem die Stiel und Steine in's Gesicht. Den Herrn kennt man aus dem Gesind, wie der Herr, so der Knecht, wie der Hirt, so die Heerde.

Das Amt eines Fürsten ist sehr beschwerlich, wenn er anders mit dem Könige Minos von Creta glaubt, daß er nicht seinet:, sondern des Volkes wegen auf dem Thron sitzt. Dieser edle König opferte alle seine Kräfte und Zeit dem gemeinen Wohle auf. Er gab trefliche Gesetze, wobei so viel Freyheit herrsch-

te, als nur immer mit dem Glücke seiner Unterthanen bestehen konnte. Die Dichter erhoben ihn wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeit in das Kollegium der Höllenrichter, wo er die von der Oberwelt ankommenden Fürsten zu richten hat. Vor diesem strengen Herrn wird mancher Fürst, den die Schmeichler den Großen oder Weisen nannten, winzig klein und thöricht erscheinen. Denn wenige befassen sich mit dem erhabenen Amt, wovon sie den Namen und die Würde tragen, weil sie in ihrer Jugend in der schweren Regierungskunst nicht unterrichtet wurden. Sie sind von ihrer frühsten Jugend an mit Leuten umgeben, die alles bis auf's Essen und Trinken für sie thun, daher kann sich ihr Geist bis zu jenen hohen Grad nicht leicht entwickeln, der zu ihrem schweren Amt erfoderlich wäre. Es regieren demnach gewöhnlich Andere unter ihrem Namen, und diese werden selbst oft wieder von andern regiert. Ein Secretär oder gar ein Herr Johann oder eine edle Springfeder des schönen Geschlechtes sind manchmal die eigentlichen Regenten. Themistokles gab deswegen seiner Frau, die viele Anschläge ihres Sohnes bey ihm durchzusetzen suchte, zur Antwort: Frau, die Athenienser herrschen über die Grie-

chen,

chen, ich über die Athenienser, du über mich und unser Sohn über dich. Der unverständige Junge mag also seine Gewalt mässigen, durch die er mehr als alle Griechen vermag. Wenn sich ein Themistokles, der sich doch in seine Rolle vortreflich einstudiert hatte, eines Souflenrs kaum erwähren konnte, wie sollte das ein Drexler S., ein Knopfmacher G., ein Jäger F. 2c. verhindern können, die Gott wohl noch für die Sendung des heil. Geistes danken dürfen. Ein Fürst, der weise und gerecht ist, und ganz für sein Amt lebt, ist der größte Wohlthäter seiner Brüder; denn von ihm, wie Plato sagt, läßt sich die Erlösung der Menschen von den vielen Uebeln, die sie drücken, erwarten, indem er die Tugend mächtiger und glücklicher machen wird, als das Laster, welches dann von selbst verschwinden wird.

Furcht.

Den viele fürchten, der muß viele fürchten. Wenn die Katze aus dem Hause ist, regen sich die Mäuse. Die Furcht bessert nicht. Die Furcht macht Füße. Er giebt's Fersengeld. Er hat ein Haasenherz. Er ist ein

Haasenfuß. Es ist ihm das Herz in die Hose gefallen. Er macht sich aus dem Staub. Er geht durch wie ein Holländer. Es stehen ihm die Haare zu Berg. Er macht ihm die Hölle heiß und den Teufel schwarz. Wer vom Drohen stirbt, dem soll man mit Fürzen begraben. Es schlagt nicht immer ein, wenn's blitzt. Wer's Maul nicht aufthut, muß den Beutel aufthun. Worte schlagen einem kein Loch in Kopf. Wer den Teufel schrecken will, muß laut schreyen. Wart', ich will dir sagen, wo Bartl den Most holt.

Die sehr gefürchtet werden, haben selbst Ursache sich sehr zu fürchten. Dieß erfuhren alle Tyrannen. Dionys von Syracus ließ sich von seiner jüngsten Tochter die Barthaare absengen, weil er keinem Bartscheerer traute. Um sein Bette war ein breiter und tiefer Graben, wohin eine Zugbrücke führte. Weder sein Bruder noch sein Sohn durften zu ihm gehen, ohne von der Wache durchsucht zu seyn, und die Kleider gewechselt zu haben. Er war immer gepanzert und sprach zum Volke nur von einem hohen Thurme herab. Seine Grausam-

keiten sind bekannt, wegen welchen er jeden zu fürchten hatte, wie er jedem fürchterlich war.

In einer ähnlichen Furcht lebten die römischen Tyrannen Heliogabal, Caracalla, Caligula, Nero, Domitian. Dieses letzte Ungeheuer lud einmal die vornehmsten Senatoren und Ritter zur Tafel. Der Speisesaal war mit schwarzen Tüchern behangen, an den Wänden standen Särge, worauf die Namen der Gäste geschrieben waren. Nackte, schwarz gefärbte Männer mit Schwerdtern und Fakeln traten plötzlich herein. Der Tyrann ergötzte sich an der Angst und dem Schrecken der Gäste. Wie er die Fliegen zum Zeitvertreib in seinem Pallaste spieste, so spielte er auch mit Menschenleben. Allein er war eben deßwegen in beständiger Furcht, und wurde endlich unter Anführung seiner eigenen Gemahlinn, die er schon heimlich zum Tode bestimmt hatte, ermordet. Ein jüngeres Beyspiel von dieser Wahrheit stellt der Cardinal Espinosa, Minister des König Philipps III. von Spanien, dar. Vor diesem Minister zitterte der König und alle Großen des Reichs. Einmal fiel er in Ohnmacht. Man hielt ihn vor lauter Freude für todt und öfnete auf der Stelle seinen Leib.

Ueber den Schnitt erwachte er, fiel dem Sektor in's Messer; allein dieser ließ sich auf das Zureden der Anwesenden durch ein so geringes Lebenszeichen in seiner Operation nicht mehr irre machen, öfnete den ganzen Minister, um ihn für immer ohnmächtig zu machen.

Es giebt auch eine Menge furchtsame Menschen, die überall Gefahren wittern, wo keine sind, und in geringen Gefahren schon alle Besinnungskraft verliehren. Man nennt sie Haasenfüße. Diese Zunft, sagen die Spötter, machen besonders die Gelehrten ansehnlich und zahlreich. Der berühmte Redner Demosthenes, welcher die Athenienser immer zum Krieg wider den König von Macedonien reizte, blieb auf der Flucht im Krieg wider diesen König an einem Dornstrauch hangen. Er glaubte, ein Feind habe ihn schon bei'm Ermel und schrie und flehete um sein Leben. Er wurde nachher dieses Vorfalls wegen gar sehr geneckt. Doch er vertheidigte seine Flucht und sein Jammerschrei'n, das ihm der fatale Dornstrauch auspreßte, damit, daß ein rechtlicher Bürger sein Leben dem Vaterland erhalten müsse, um öfter für dasselbe kämpfen zu können, da ja, wie bekannt, kein Todter mehr

für das Vaterland sterben kann. Aristipp, der sich bey der Gefahr eines Schiffbruches gar weibisch gebärdete, gab überhaupt den Grund an, warum ein Gelehrter furchtsamer sey, als jeder andere, und das von Rechts wegen. Denn, sagt er, die Furchtsamkeit wächset nach dem Werth der Güter, die man zu verliehren hat, nun aber ist das Leben eines Gelehrten viel kostbarer, als das Leben anderer Menschen, daher ist es nicht zu verwundern, daß Gelehrte viel mehr Furcht bei Gefahren, als Alltagsseelen empfinden und äussern. Doch ist auch hier wieder keine Regel ohne Ausnahme; da Marcellus, der Römer, Syracus eroberte, und die Stadt plündern ließ, nahm der Mathematiker Archimedes nicht einmal Notitz davon. Ein Soldat stürzte mit der Wildheit eines Plünderers in sein Zimmer, wo er eben an der Auflösung eines Problems arbeitete. Archimedes geboth ihm, seine Zirkel nicht zu verwirren. Allein das Raubthier hatte kein Gefühl für Zirkel und spaltete ihm dafür den Kopf. Die Furchtsamkeit hat einen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Tugend und Brauchbarkeit des Menschen. Denn der Furchtsame wird gar oft seinen eigenen bessern Einsichten und Vorsätzen untreu. Er unterläßt oft das Gute, und thut das Böse aus Menschen-

furcht. Er hat sich selbst nicht in seiner Gewalt. Deßwegen haben die alten Weisen die Tapferkeit unter die Grundtugenden gezählt; weil sie den Menschen in den Stand setzt, das wirklich zu seyn, was er seyn will. Ohne Muth, der vorzüglich aus dem Bewußtseyn seiner Menschenwürde stammt, wird der Mensch niederträchtig, sich und andern verächtlich.

Gastfreyheit.

Die ungeladenen Gäste sind aus allen die Besten. Ein dreytägiger Gast wird zur Last. Wenn der Gast am liebsten ist, soll er sich trollen. Bitte für lieb zu nehmen mit der schlechten Aufwartung. Er ist gern Gast — frey.

Die Gastfreyheit war in der alten Welt, und ist heut zu Tag noch bey vielen Völkern eine heilige Pflicht. Der Mangel öffentlicher Herbergen machte diese Art von Wohlthätigkeit höchst wichtig. Unter rohen, räuberischen Völkern war auch die Sicherheit der Person und des Eigenthums, die der Gastfreund ge-

währte, von großem Werth. In den Morgenländern, wo die Gastfreyheit noch hochgeachtet wird, zeichnen sich hierin vorzüglich die Araber aus. In vielen Dörfern findet man bei ihnen besondere Herbergen, wo die Reisenden freyes Quartier, Essen und Trinken erhalten. Wo ein Fremder zuspricht, wird er mit bestem Herzen empfangen, und bis das Essen fertig ist, mit Taback und Kaffee unterhalten. Nach der Mahlzeit bringt man wieder Kaffee und Taback und die Unterredung dauert fort, bis sie anfangen schläfrig zu werden, dann geht jeder weg und läßt dem Fremden völlige Freyheit. Sie nöthigen jeden, der sie bei Tisch antrifft, mitzuessen, selbst Eseltreiber in den Karawanen beobachten diese Sitte. Die Türken sind so gastfreundlich nicht. Den ersten Christen wurde die Gastfreyheit von ihren Lehrern ebenfalls sehr nahe an's Herz gelegt, vorzüglich gegen ihre Glaubens-Genossen. Da aber Viele ihren Brüdern in Christo zu häufige Gelegenheit gaben, wo sie diese Tugend ausüben konnten; so wurden nachher beglaubte Zeugnisse und Empfehlungsschreiben erfodert, um auf gastfreundliche Aufnahme Anspruch machen zu können. In dem heutigen Europa, wo fast in jeder Ortschaft öffentliche Herbergen oder Gasthöfe sind, und für

die Sicherheit der Reisenden in selben gesorgt wird, hat die Gastfreyheit den hohen Werth verlohren, den sie ehemals auch in diesem Welttheil hatte. Gegen Bettler und Landstreicher gastfrey zu seyn, ist für die eigene Sicherheit zu gefährlich, man kauft sich lieber davon los, und verweißt sie an eine öffentliche Herberge. Bei uns besteht die Gastfreyheit größten Theils nur darin, daß sich Bekannte und Freunde auf Reisen gegenseitig bewirthen; oder, was noch weiter von dem eigentlichen Zweck der alten Gastfreyheit abliegt, daß sich Bekannte, Freunde und Nachbarn zu gemeinschaftlichen Schmausereyen laden.

Gebeth.

Bethen lernt man in Nöthen. Das Bethen läßt sich nicht nöthen. Kurz Gebeth und lange Bratwürst. Junge Hure, alte Bethschwester.

Das Gebeth ist ein Aufblick der Seele zu Gott. Wer glaubt, daß ein Gott die Welt erschaffen hat und regieret, der wird oft an Gott denken, und sein Denken an ihn wird mit einem Gefühle von Ehrfurcht, De-

muth, Vertrauen und Sicherheit begleitet seyn. Aus dieser Stimmung des Gemüthes entwickeln sich dann von selbst fröhliche und reumüthige Gedanken, Vorsätze, Dankgefühle, Wünsche. Dem guten Menschen ist das Bethen so natürlich wie das Athmen. Er bemerkt mit Vergnügen das geheime Wirken Gottes, entdeckt in allen Dingen seine Spur, leitet alles von ihm ab und führet alles auf ihn zurück und lebt immer in seiner Gegenwart. Ein solcher Bether kann nicht anders als heilig seyn; wie könnten im Umgange mit dem Hocherhabenen niedrige Wünsche seine Seele beflecken?

Die Bettler müssen aber von den Bethern wohl unterschieden werden. Die meisten Menschen, wenn sie sich an Gott wenden, kommen nicht als Kinder, Freunde oder Verehrer zu ihm, sondern als Bettler, die nur Gaben von ihm wollen, und zwar ungewöhnliche Gaben oder Gratialien. Sie sind mit der Bestallung nicht zufrieden, die er ihnen angewiesen hat, sondern sie fodern immer Zulagen über Zulagen. Gott müßte dieser Bettler wegen alle Augenblick seine weisen Plane ändern, und würde sie doch nicht befriedigen können; denn da sie ihr wahres Beste nicht

kennen, müßte sie die Erhörung ihrer Bitten gar oft in neue Verlegenheiten setzen. Deßwegen giebt schon Sokrates die Regel: man soll die Götter um nichts weiter bitten, als was Gut wäre, denn ihnen allein sey das wahre Gute bekannt. Die griechische Gebeths-Formel lautete daher so: Ihr Götter! gebt mir das, was mir gut und heilsam ist, ich mag euch darum bitten oder nicht; und entfernet alles Böse von mir, selbst, wenn ich euch darum anflehen sollte. Das war doch ein verständiges, obgleich überflüssiges Gebeth, denn von Gottes Weisheit und Güte läßt es sich nicht anders erwarten, als daß er uns immer das Beste, aber nicht immer das Liebste geben werde.

Gebräuche.

Ländlich, sittlich. Wo es im Gebrauch ist, singt man den Pumpernickel in der Kirche.

Durch Gebräuche werden bestimmte Formen zum Handeln unter einem Volke erhalten, damit man mit einiger Zuverläßigkeit auf einander rechnen kann, und die Sonderbar-

heiten eingeschränkt werden, die sonst Einzelne bis zum Eckel und Belästigung Anderer äussern würden. Die Gebräuche sind oft sehr wohl ausgedacht, um Zucht, Ehrbarkeit und gegenseitige Achtung zu erhalten. Sie sind die Wächter der öffentlichen Sitten. Sie erfüllen ihre Bestimmung viel sicherer, als die Gesetze, denn sie sind von Jugend auf im Menschen wie eingewachsen. Der Mensch kann nicht ohne Zwang davon abweichen. Man muß daher wohlbedächtlich zu Werke gehen, wenn man Gebräuche ändern will. Ehemals, schreibt jemand, hörte man oft die Stimme der häuslichen Andacht, wenn man vor den Wohnungen vorüber gieng. Es war dieß nicht die Frömmigkeit selbst, die im Herzen wohnet. Es war gute Sitte, welche Ehrerbietung gegen Hausväter, Ordnung im Hauswesen, Regelmäßigkeit in Geschäften vermehrte oder erhielt. Einem Fremden kommen manche Gebräuche sehr lächerlich und abgeschmackt vor, woran der Eingebohrne kein Misverhältniß bemerkt. Wenn die Chineser den Schuh vom Fuß abziehen und selben auf den Kopf legen, wenn sie jemand ihre Ehrfurcht bezeugen wollen; wenn bei einem andern Volke, wie Montagne berichtet, einer dem andern den Rücken kehrt, wenn sie sich

grüssen; wenn anderswo die Hofdame, die am meisten begünstiget ist, die Hand hinhält, wenn der König ausspucket, und den allergnädigsten Empfang sorgfältig verwahret; wenn in Abyssinien jeder im Vorzimmer des Königs derb abgeprügelt wird, wie es dem Pater Labo geschehen ist, damit er in einer demüthigen Faßung zur Audienz komme; so sind wir geneigt, diesen Völkern allen Geschmack abzusprechen. Allein wie Vieles würden diese Völker an unsern Sitten belächeln! Der graue Bart der Gebräuche deckt alle Schwächen. Was man nie anders sah', hält man für natürlich, und das davon Abweichende für unregelmäßig. Im Thal von Aosta, wo jedes Menschenkind seinen Kropf hat, lachte die ganze Kirche, als ein Fremder ohne Kropf in selbe hinein kam. Der Pfarrer selbst, der eben predigte, konnte sich nach entdeckter Ursache dieses Lermens des Lachens nicht enthalten: doch legte er sein Gesicht bald wieder in die Amtsmine zusammen und ermahnte die Gemeinde zum Mitleid, indem man sich über die natürlichen Mängel des Nächsten nicht kützeln müsse; sondern vielmehr dem Himmel für das Mehrere, das er einem gegeben hat, zu danken habe. Die Gebräuche haben sohin auch eine gefährliche Seite, sie

machen blind, wenn man sie ohne alle Besonnenheit mitmacht und werden zum Geisttödtenden Mechanism. Eine Revision der Gebräuche wäre bei jeder Nation nöthig, wodurch die Sinnlosen ihrer Würde entsetzt, und Gehaltvollere in die leeren Stellen erhoben würden.

Gedanken.

Die bessern Gedanken kommen hinten nach, wie die hinkenden Kühe. Die Gedanken sind zollfrey. Er steckt in Gedanken wie der Hund in Flöhen. Er dichtet wie der Karpf im Vogelhaus.

Die Sinnlichkeit wirkt schnell und die Vernunft langsam. Wer den Eindrücken der Sinnlichkeit folgt, ohne den Rath der Vernunft abzuwarten, wird viel zu bereuen haben. Die bessern Gedanken kommen erst später an. Die Kinder der Sinnlichkeit sind in blendenden Schmuck gekleidet; will die Vernunft ihren Werth oder Unwerth bestimmen; so muß sie erst diese falschen Wichte entkleiden, sie auf allen Seiten untersuchen und ihnen

recht genau in's Gesicht sehen. Dazu wird Zeit erfodert. Eine langweilige Untersuchung scheuen die Trägen und überlassen sich lieber der fröhlichen Zauberinn, die zu heucheln und zu schmeicheln meisterlich versteht, als der ernsten Richterinn Vernunft, die nur zu gebiethen weis. Die unseligen Folgen, welche der Genuß der Sinnlichkeit nicht selten nach sich schleppt, machen den Thoren auf einmal klug. Die bessern Gedanken kommen hinten nach. Wer den Netzen der Sinnlichkeit entgehen will, muß mit ihren Zauberkünsten bekannt seyn, die Geschichte ihres Reiches kennen und sie unter beständiger Zucht halten.

G e d u l d.

Geduld ist ein bitteres Kräutl. Auf Regen folgt Sonnenschein. Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer. Geduld ist gut predigen. Es ist leicht geduldig seyn, wenn einem wohl ist. Im Glück sind alle geduldig. Wer kann's ändern, geschehn ist geschehn. Zu geschehenen Dingen muß man das Beste reden. Wird noch nicht aus seyn.

Es gab Menschen, die von sich behaupteten, daß sie gegen alle Uebel, welche sie treffen könnten, gleichgültig seyen. Epiktet, der Stoiker, da er noch ein Sklave war, warnte seinen Herrn, der ihn unbarmherzig auf den Schenkel schlug, nur vor Schaden. Du wirst mir den Schenkel zerbrechen. Als es wirklich erfolgte, sagte er nichts weiter, als: was kann dir ein Sklave mit zerbrochenem Bein nützen? Es nützt freylich nichts, wenn wir wider die Uebel, die uns drücken, aufgebracht werden: denn sie machen sich nichts daraus, wie Euripides sagt. Allein wir sind doch nicht vom Stein. Die Natur selbst hat uns Thränen gegeben, um damit den Schmerz wegzuschwemmen. Jedes Thierchen jammert nach seiner Art, wenn es leidet, und wehret sich gegen jeden, der ihm Leiden zufügen will. Unempfindlichkeit, oder Abstumpfung alles Gefühls wäre Entmenschung. Der Mensch ist ein gefühlvolles Geschöpf, und könnte ohne Gefühle nicht glücklich werden. Es sind die Wege durch das Leben freylich oft sehr rauh, es zieht manches Ungewitter über unsere Köpfe, Widerwärtigkeiten lagern sich um uns, Schmerzen verbittern uns das Leben; deßwegen gehört ein starker Muth dazu, ein Mensch zu seyn. Diese Starkmuth, mit der wir die

Gemüthsruhe bei den Unfällen dieses Lebens erhalten, ist eben die Geduld. Sie ist keine Schwäche, keine Tugend der Eseln, wie sie ein Schwächling nannte, der sich um Vortrefliches nicht mühen wollte. Sie ist Stärke, die sich durch das Leidens-Gefühl nicht abschrecken läßt, ihren Grundsätzen treu zu bleiben. Jede andere Tugend ist leichter zu üben als Geduld, denn die Gegenstände anderer Tugenden sind die Menschen, denen wir durch Ausübung derselben Nutzen und Vergnügen schaffen. Das Bild des Zweckes versüßt die Mühe, die wir bei der Ausübung derselben anwenden. Die Geduld aber ist ganz in dem Leidenden eingeschlossen. Sie wirkt nichts in der Welt. Sie hat genug zu thun, die aufgereizten Kräfte des Leidenben in Ordnung zu erhalten, damit er die drückende Last auf eine vernünftige Art trage.

Gefahr.

Weit davon ist gut vor'm Schuß. Das Wasser hat keine Balken. Die besten Schwimmer ersaufen. Man muß sich den Rücken frey halten; das Sicherste spielen. Aus

einem kleinen Fünklein entsteht oft ein großer Brand. Ein leckes Brett macht oft ein Schiff sinken. Einen lachenden Schergen und zähnenden Hund muß man nicht trauen. Jeder muß sich seiner Haut wehren. Jeder muß seine Haut selbst zu Markt tragen. Was an Galgen gehört, ertrinkt nicht. Die Mäuse haben auch Ohren. Die Ameisen haben auch eine Galle.

Gefahren entstehen, wenn hie und da Ursachen zum Vorschein kommen, die einzeln oder vereingt Unglücke oder Uebel bewirken können, wenn noch ein geringer Reiz dazu kommt. Die Vorsichtigkeit gebiethet, solche Fermente sogleich zu hemmen. Tritt den Funken todt, ehe er aufflammet. Bessere das lecke Schiff, ehe du dich demselben anvertrauest. Untersuche den Boden, ehe du dich weiter wagest, halte den Rücken und die Flanken frey, damit dich kein Unglück überflügle. Vorsicht ist viel besser, als Nachsicht, mit dem: „Hätt's nicht vermuthet," ist nichts geholfen. Es ist keine Gefahr neu, man sieht immer Beyspiele von allen Arten, und doch hüten sich die Menschen nicht viel mehr vor

selben, als die Vögel vor den Netzen, die ihren Voraltern von jeher so gefährlich waren. Allein man kann und darf nicht jede Gefahr vermeiden. Oft fodert es Pflicht, sich der Gefahr auszusetzen. Da muß sich dann jeder um seine Haut wehren. Er muß die Gefahr scharf in's Auge fassen, um schnell die schwächste Seite an ihr zu entdecken, wo sie am leichtesten zerstöret werden kann; oder um ihr die stärkste Seite entgegenstellen zu können, wo sie abprellet. Die Gegenwart des Geistes in Gefahren hat viele errettet.

Geistliche.

Andern ist gut predigen. Er ist ein Geldsorger, kein Seelsorger. Es ist ihm um die Wolle, aber nicht um das Wohl seiner Schaafe. Unter'm Krumstab ist gut leben. Die Pfaffenschnützl sind die besten. Pfaffengut Rafelgut geht zusamm in einen Fingerhut.

Wenn alle Menschen die Rechts- und Tugendlehre erkennen und befolgen würden; so wären weder Richter, noch Geistliche nöthig.

Da aber diese Kenntnisse nicht allgemein sind, noch weniger gerne befolgt werden; so sind diese beyden Klassen von Zuchtmeistern nothwendig. Die Richter machen nicht viel Umstände. Sie schlagen darein, und thun den Leuten allen Schimpf an, die über die aufgezogene Rechtsschnur schreiten; oder wenn das nicht hilft, so lassen sie ihnen gar die Köpfe abschneiden, welches dann gewiß das sicherste Mittel wider alle Arten von Zahnschmerzen ist. Sie suchen den Menschen nicht zu bessern; sondern nur unschädlich zu machen. Sie achten nur auf die Handlungen und nicht auf den Character, und thun sohin oft groß Unrecht, da sie Recht sprechen. Die Geistlichen aber wollen alle Menschen lebendig erhalten, ja die Todten selbst wieder lebendig machen; sie kennen daher keine zerstörenden Mittel; sondern arbeiten auf ihren Zweck nur durch Belehrung, Ermahnung, durch Religion und eigene Beyspiele hin. Ihr Gebiet ist das Gebiet der Freyheit. Ihr Wirken geistig. Sie können durch diese linden Mittel eine edlere Frucht hervorbringen als die Richter mit ihrer eisernen Ruthe. „Wer einen treulosen Sklaven zum redlichen Diener umschaft, wer sich des Dürftigen, des Kranken, des Ver-

lassenen annimmt, wer sich die Pflege des Unmündigen angelegen seyn läßt, wer Grundsätze verbreitet, die im Hauswesen Ordnung, in der Ehe Liebe und Treue, unter Freunden Gefälligkeit und sittlichen Umgang, gegen Feinde duldende Großmuth, Ehrlichkeit im Handel und Wandel zur täglichen Lebensnorm machen, und alle Tugenden ohne Prunk und Aufsehen gleichsam nur als eine gesunde Diät einführen; wahrlich, der hat für die arme Menschheit viel gethan." Man erkannte ehemals diese edlen Früchte des geistlichen Amtes, da man den Zustand der vorherigen Barbarey noch lebhaft im Andenken hatte, und gab den Geistlichen aus Dankbarkeit die besten Schnitzel. In unsern Zeiten aber wurden die Mächtigen der Erde so heißhungrig, daß sie alle diese Pfaffenschnitzel auf einmal verschlangen und somit findet das Sprichwort, „die Pfaffenschnitzel sind die Besten," keine Anwendung mehr. Wohl aber mag das letzte Sprichwort ein Wahrwort bleiben: Pfaffengut geht zusamm in einen Fingerhut.

Geiz.

Der Geiz hat keinen Boden. Viele haben zu viel, und keiner genug. Der Armuth geht wenig ab, dem Geiz alles. Der Geiz macht sich selbst Kreuz. Er schindet eine Laus um den Balg. Ihm ist seine Seel um einen Batzen feil. Er ist ein Schmarn, Schmalhans, Sparmunkes, Spänbrenner, Geizhals. Der Sparer findet seinen Zehrer.

Der Geizige hält den Besitz der irdischen Güter für die höchste Glückseligkeit des Menschen. Er liebt nur den Besitz des Reichthumes, ohne ihn je genießen zu wollen. Er ergötzet sich an dem Gedanken, daß er alles haben und genießen könnte, was andere Menschen für Glück und Vergnügen halten. Er ist aufmerksam auf den kleinsten Gewinn, und achtet weder Mühe und Verdruß, weder Recht noch Billigkeit, um sein Gut zu mehren. Er scheuet jede Ausgabe und karget auch in denjenigen Dingen, die zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich sind. Er vergönnet weder sich, noch weniger andern etwas Gutes. Der berühmte Geizhals in England, Bürger Hopkins, hinterließ bei seinem Tode 300,000 Pf., die er, ein armer Mensch, durch den ärgsten

Wucher und Betrug zusammen gescharrt hatte. Er gönnte es aber auch nach seinem Tod keinem lebenden Menschen. Denn er verordnete, daß seine Verlassenschaft erst nach der zweyten Geschlechtsfolge soll erhoben werden. Der Geizige führet ein trauriges Leben. Er versagt sich alle Freudens- Bequemlichkeiten des Lebens. Sein Herz ist immer voll Sorgen und Unruhe, wie er seinen Schatz vermehren und vor Dieben verwahren könne. Er wird von andern Menschen verachtet, weil die Edlern nichts achtungswürdiges an ihm finden, und die Eigennützigen von ihm nichts zu hoffen haben. Unterdessen sind diejenigen nicht weniger Thoren, als die Geizigen, welche den Reichthum verachten, und die Armuth als etwas Verdienstliches preisen. Krates, ein Cyniker in Griechenland, verkaufte sein reiches Erbe, warf das erlöste Geld in das Meer und rief dann auf dem Platze: Ich bin frey. Ein Schwachkopf war er, weil er das Geld nicht besser anzuwenden wußte.

Geld.

Das Geld regiert die Welt. Das Geld macht stumm, macht Grades krumm. Das Geld

stillt weder den Hunger, noch den Durst. Das Geld schmeckt nicht, und stinkt. Gut macht Muth, oft Uebermuth, der thut kein gut. Geld ist nicht Danks werth, wenn man es nicht brauchen darf. Wo Geld ist, da ist der Teufel, und wo keines ist, sind zwey. Der hat Batzen. Der hat Spän. Der hat Geld, wie ein Sautreiber. Bey dem ist das Geld dünn gesäet. Wer kein Geld hat, sieht einem Narrn gleich. Credit ist so gut, als baares Geld.

Die menschliche Gesellschaft ist eine Handlungs-Gesellschaft. Denn kein Mensch kann alle seine Bedürfnisse durch eigene Arbeit befriedigen, wenn er nicht elend leben will. Jeder macht nach seiner Geschicklichkeit mehr Erzeugnisse einer Art, als er selbst nöthig hat, und sucht mit dem Ueberfluß andere Erzeugnisse einzutauschen, die ihm mangeln. Der Tauschhandel ist der älteste, aber auch der unbequemste, weil sich nicht jedes Erzeugniß theilen läßt, einen Ochsen kann man nicht um einen Hut vertauschen; weil manche Dinge leicht verderben, oder ihre Erhaltung Kosten verursacht; und weil man oft lange umfragen muß, bis man einen findet, der von diesem

Erzeugniß etwas zu haben wünschet. Deßwegen dachte man schon frühe darauf, solche Dinge zum Tauschmittel zu wählen, welche von vielen gesucht würden, und ohne Kosten aufzubewahren wären, wie das Salz, Muscheln, Zucker, Tobak, Häute, Nägel rc. Doch auch dergleichen Dinge hatten noch viele Unbequemlichkeiten. Endlich kam man auf den glücklichen Einfall, die Metalle zum Tauschwerkzeug zu wählen. Metalle sind dauerhaft und können ohne Schaden getheilt werden. Eisen, Kupfer, Silber, Gold kamen nun in Handel: anfangs nur im rohen Zustand als Barren, ohne Gepräge, wo sie erst gewogen und probiert werden mußten; nachher aber, um dem Betruge und der Unbequemlichkeit vorzubeugen, mit einem öffentlichen Stempel bezeichnet, der die Aechtheit des Metalles verbürgte, später endlich mit aufgeprägtem Werthe, wo der Sempel zugleich die ganze Masse umgiebt, um den ausgesprochenen Werth und Gewicht zu sichern. Servius Tullius ließ zuerst in Rom Geld prägen. So viele Vortheile für die Handlung aller Art dieser eingebildete Reichthum, das Geld, darbietet; so viele Nachtheile kann er in Rücksicht der Sittlichkeit hervorbringen. Dieses Mittel, große Werthe, um die man alles haben kann, in

kleinen Umfängen zu besitzen, vergrößert die Liebe zum Reichthum sehr. Was wollten vor dieser Erfindung die Reichen mit ihrem Ueberfluß machen? Sie waren wohlthätig und gastfrey. Das Geld macht engherzig oder verleitet zur Ueppigkeit; erleichtert die Bestechung und macht treulos. Deswegen verbothen die Spartaner den Gebrauch des Geldes in ihrem Gebiet. Nach und nach schlich es sich doch ein. Als aber der Admiral Lysander durch den General Gysippos viele versiegelte Säcke voll Gold und Silber als Beute nach Sparta schickte, und Gysippos die Säcke unten öffnete, einen guten Theil der Beute für sich nahm und die Säcke wieder zunähete, ohne daran zu denken, daß der Münzzettel oben auf liege; so kam den Spartanern das Geld auf's neue so gefährlich vor, daß sie das Silber- und Goldgeld wieder untersagten, und zum privat Gebrauch eiserne schwere Münzen einführten, weil jenes einen tapfern und sonst rechtschaffenen Mann zur Untreue verleitet hatte. Der Perser König Artaxerxes konnte mit seinem Kriegsheere vor den Griechen nie bestehen; aber durch sein Geld fügte er ihnen den größten Schaden zu. Denn durch Geld brachte er Uneinigkeiten unter sie, daß sie sich selbst bekriegten, und schwächten. Die Römer ver-

leitete der Geldreichthum zu Ueppigkeit und Wollüsten, die sie entnerften. So lange noch erbeutete Waffen oder ein Kranz von Eichenlaub ihr größter Schatz war, hatten sie große Seelen, und hochgeachtete Helden. Der Reichthum ist eine viel größere Versuchung zum Bösen als die Armuth, deßwegen ist, wie Pope bemerkt, der Teufel jetzt viel klüger, als zu Hiobs Zeiten: er macht die, welche er versuchen will, nicht mehr arm, sondern reich.

Gelegenheit.

Gelegenheit macht den Dieb. Die Gelegenheit muß man nutzen. Das Eisen muß man schmieden, weil es warm ist. Es ist nicht alle Tag Kirchweih. Man muß essen, wenn man's hat. Solche Gelegenheiten kommen nicht alle Tag.

Die Römer sinnbildeten die Gelegenheit als eine Göttin, die mit geflügelten Füßen auf einem rollenden Rad vorübereilet. Ueber ihre Stirne herab flatterte das Haar, der Rücktheil des Hauptes war kahl. Die Reue

folget ihr nach, kann sie aber nicht einholen. Lauter Symbolen der Flüchtigkeit und der Gewandtheit, mit der sie muß ergriffen werden, wenn sie nicht entwischen soll. Der Zusammenfluß der rechten Umstände, die nöthig sind, um etwas mit gutem Erfolg auszuführen, macht ihre Natur aus. Solche Umstände treffen oft unvermuthet zusammen, fließen aber eben so schnell wieder auseinander. Wer einen scharfen Geistes-Blick und schnelle Beurtheilungskraft besitzt, wird die Gelegenheit, ehe sie sich noch wenden kann, bemerken und ergreifen. Ein träger Geist aber, der nur durch Stöße aufmerksam gemacht werden kann, oder eine ängstliche Seele, die erst mit allen ihren Seelenkräften zu Rath gehen muß, um einen Entschluß zu fassen, wird die flüchtige Göttinn nie erhaschen. Oft ist es aber auch sein Glück, daß er die sonderbare Göttinn vorüberrollen läßt, ohne nach ihr zu greifen, denn sie spielt den Menschen oft böse Streiche, indem sie ihn zu Lasterthaten verleitet, an die er wohl nicht gedacht hätte. Sie überrascht den Unbedachtsamen, streut Blumen über die Fußangeln, und hält ihm den süßen Fladen unter die Nase, drebt sich eine Weile im Kreis um ihn herum, bis er zugreift. So hat sie manche Unschuld

verführt, und manchen ehrlichen Mann zum Schelm gemacht. Man muß sich mit ihren Kniffen bekannt machen, und auf solche Fälle zum voraus seine Maßregeln nehmen. Wer viele mögliche Fälle gedacht hat, wird selten überrascht, und wenn er für diese vielen gedachten möglichen Fälle sich das vernünftigste Verhalten dabei entwarf, so wird er sich auch in ungewöhnliche Gelegenheiten leicht finden, über nichts erstaunen, und seine Besonnenheit behalten.

Gelehrte.

Die Gelehrten, die Verkehrten! — Viel Doctors, viel Narren. Ein Gelehrter begeht keine kleine Narrheit. — Es fällt kein Gelehrter vom Himmel. — Gelehrten ist gut predigen. Er ist ein Silbenstecher, Tintenlecker, Federhans.

Man sollte glauben, ein Gelehrter, d. i. einer, der gelehrt worden ist, (ohne Zweifel, was Recht und Unrecht, was Gut und Böse, was Wahr und Falsch ist) müsse ein rechtlicher, guter, und wahrhafter Mann seyn; al-

lein das Sprichwort: die Gelehrten, die Verkehrten, warnet vor diesem Glauben. In den gar alten Zeiten glaubte man wohl, man müsse nach seinen Einsichten leben. Aber nachher begnügte man sich, von der Farbe viel zu reden und zu schreiben und desto weniger zu thun. Schon Seneca bemerkte, daß die Verbindung zwischen Herz und Kopf, die ehemals Statt hatte, durch die Gelehrsamkeit sey unterbrochen worden: nachdem die Gelehrten zum Vorschein gekommen sind, sagt er, sind die Guten verschwunden. Es ist sich auch über diese Erscheinung nicht hoch zu verwundern, denn die Gelehrten bilden nur einzig und allein an ihrem Kopf und vergessen vor lauter Kopfarbeiten, daß sie ein Herz haben. Es wäre sehr nöthig, das Herz mit-, ja vorher zu bilden, weil der Kopf darauf halten soll. Allein die Gelehrten machen es verkehrt. Sie beweisen vorerst, daß man bei uns im Winter wohl gekleidet seyn muß, um im Freyen nicht zu erfrieren, ehe sie den Nackten kleiden. Bis sie aber mit ihrem Beweis fertig werden, ist der arme Tropf vor Kälte schon erstarret, und oft mit dem ganzen Apparat, den die Religion zur Rettung der Scheintodten anzuwenden räth, nicht mehr in's Leben zurück zu rufen. Der Dichter Schiller sagt daher recht:

„Wohl denen, die des Wissens Gut nicht mit dem Herzen zahlen.“

Aber die Ausbeute, welche die Gelehrten liefern, wird doch von sehr hohem Werth seyn, sie lehren doch der großen Menschenmasse, die sich in so hohe Gegenden der Erkenntnisse nicht schwingen kann, was wahr, recht, gut und nützlich ist? O du große Menschenmasse, wie wär'st du mit den Gelehrten angesetzt, wenn dir Gott nicht für deine leiblichen Bedürfnisse den gesunden Menschenverstand, und für deine geistigen Bedürfnisse ein Tröpfchen seiner Weisheit eingegossen hätte. Halte beyde Gaben Gottes fest, denn sie möchten dir selbe gern aus den Händen winden, weil es sie ärgert, daß du ohne Mühe den Schatz solltest gefunden haben so ganz an der Oberfläche, da sie Jahrtausende in Untiefen herumstöbern, ohne ihn habhaft zu werden. Was graben sie denn heraus? Es ist keine Thorheit auszudenken, sagt ein berühmter römischer Redner, die nicht von einem ihrer Zunft wäre behauptet worden, ja auch offenbare Laster nehmen Manche von ihnen in Schutz. So rathen Plato und Aristoteles den Kindermord, um die Uebervölkerung eines Staats zu verhüten. Lycurg will nur die starken und gut-

gebildeten Kinder erziehen, die Schwachen und Kränklichen aber tödten lassen. Cato empfiehlt als ein Gegenmittel wider den Ehebruch die Hurerey. Cicero spricht dem falschen Eide das Wort, und Krisipp rechtfertiget die Blutschande. Man kann unter ihnen für gerade entgegengesetzte Meinungen Vertheidiger genug finden. Den Selbstmord schildern einige als eine Großthat; andere als eine Kleinthat; dem einen ist er ein Beweis von der Stärke, dem andern von der Schwäche des Geistes. Die einen behaupten, es gehe alles in der Welt zu Grund, sohin auch die Seele des Menschen; die andern sind ganz überzeugt, daß nichts in der Welt zu Grund gehe, folglich auch die Seele nicht. Die einen fragen, woher kömmt in der Welt die Unordnung, wenn ein Gott sie regiert; die andern fragen, woher kömmt die bewunderungswürdige Ordnung in der Welt, wenn kein Gott sie regiert? Was soll man denken, wenn la Mettrie die Welt für eine alte Henne ansieht, die in ihrer Jugend Menschenenyer gelegt habe, um den Ursprung der Menschen zu erklären, ohne einen Gott nöthig zu haben; oder wenn ein anderer großer Gelehrte die Sterne und Planeten für Ochsen, Kühe und Kälber ansieht, die auf den weiten Gefil-

den des Weltalls grasen, und uns den Ehrenposten eines Ungeziefers anweißt, das sich auf der Haut eines solchen ungeheuren Thieres nähret. Einem Menschen, der nur mit der gesunden Vernunft Haus hält, macht die bedeutende Mine, mit der viele Gelehrte die geringfügigsten Dinge behandeln, manchmal viel Unterhaltung. Wenn sie sich zanken, ob die Hottentotten die Läuse, mit welchen sie sehr geplagt sind, essen, oder nur mit den Zähnen zerbeißen, und wegwerfen, welches nach den neuesten Beobachtungen über diese hochwichtige Sache die wahrscheinlichste Meinung seyn soll. Oder wenn Lessius alle Menschenseelen am letzten Gerichtstag im Raum einer deutschen Cubikmeile faßt, Ribbera aber 200 italienische Meilen dafür fodert, vermuthlich, damit sie sich doch auch bequem setzen oder liegen könnten, wenn etwa der Proceß zu lang dauern möchte. Oder wenn Aristomachus von Solen seine halbe Lebenszeit damit zubrachte, um genau zu bestimmen, wie vielmal höher ein Floh springe als er ist. Oder wenn die Theologen zankten, ob die Excremente des Menschen im Stand der Unschuld auch einen übeln Geruch von sich gegeben haben; ob Gott auch wie ein Hahn krähen

könnte, wenn er wollte; ob Christus nicht auch als ein Kürbis hätte zur Welt kommen und wie er in diesem Stande hätte leiden und uns erlösen können; ob wohl die Engel nicht zweyerley Geschlechts seyen? Kaiser Tiber marterte seine Hofpedanten mit ähnlichen Fragen: wie der Hemla Mutter geheißen habe, was Achill unter den Weibern für einen Namen geführt, welche Lieder die Syrenen gesungen hätten? Es wurde darüber so heftig gestritten, als ehemals unter den Juristen: ob ein Geköpfter, wenn er wieder lebendig würde, die Strafe noch einmal ausstehn müßte, oder wenn ein Mensch sich in einen Ochsen verwandeln könnte, ob das als ein Selbstmord anzusehen, und der Ochse straffällig wäre? Ueber dergleichen hochwichtige Fragen hielten sie oft eigene Stiergefechte oder Dispute, wobei sie mit der größten Heftigkeit auf einander schimpften. Solchen Hahnenkämpfen zuzusehn, war auch für den Ungelehrten unterhaltlich. Ein Schuster in Leyden, der immer solchen Disputen beiwohnte, wollte genau wissen, wer unter den Kämpfenden Recht hätte. Er schloß nämlich aus den zornigen Minen und dem Schelten des einen, daß er seine Patronen verschossen habe und

sich unter den Schutz des groben Geschützes zurückziehn müsse. Manchmal entstanden auch bei diesen Disputen kleine Handgemenge, oder es wurden andere Arten von massiven Beweisen geführt; so kämpften zwey Silbenstecher Lambin und Manutius lange, ob in das Wort consumtus ein p nach dem m zu setzen sey oder nicht. Manutius brachte endlich einen alten Stein, dessen Inschrift für seinen Satz sprach und stieß ihn dem Lambin so nachdrücklich unter die Nase, daß er seine Ueberzeugung lange Zeit fühlte. Solche Dispute wurden immer desto lebhafter und unterhaltlicher, je weniger beyde Theile von der Sache, worüber sie stritten, verstunden. Und das war der gewöhnlichste Fall; denn über Dinge, die man wissen kann, mochten sie nicht reden. Sie hatten daher eigentlich keine Sachkenntniß, diese überließen sie dem gemeinen Mann; ihr ganzes Vermögen bestand in sonderbaren Worten, womit sie den Unverständigen blendeten, aber vor dem erfahrnen Mann die Segel einziehn mußten. Der König Antiochus von Syrien glaubte Wunder, was für einen großen Gelehrten er an seinem Hof nährte, weil ihm der Schwätzer über alle möglichen Dinge die Menge Worte machen konnte. Als diesen König der große Feldherr Hannibal von Carthago

einst besuchte, ließ Antiochus seinem Gelehr=ten eine Rede über die Kriegskunst halten. Alle Anwesenden bewunderten den Redner, der König erwartete alle Augenblick, Hannibal werde sich durch Lobpreisungen Luft machen. Allein Hannibal sagte ganz kaltblütig: Ich habe viele Leute gesehen, denen es an Ver=stand und an Beurtheilungskraft mangelte, aber abgeschmackter und unvernünftiger habe ich noch keinen reden gehört als diesen Schwä=tzer. Die Geschichte meldet nicht, wie sich der Gelehrte bei dieser Critik benommen hat. Aus der Analogie dieser Geschöpfe läßt sich aber mit Sicherheit schließen, daß er den Hannibal einen bloßen Mechaniker werde ge=scholten haben (versteht sich, hinter dem Rü=cken), der die Idee einer Kriegswissenschaft noch nicht ahne. Denn es giebt nicht leicht etwas hochmüthigers als einen Gelehrten. Er glaubt, in ihm habe alle Weisheit eingenistet, und die ganze Würde der Menschheit sey in ihm concentrirt. Deßwegen verachten sie alle, die höher als sie stehn, oder beneiden sie viel=mehr um den höhern Platz. Actius Lucius stand nicht einmal vor dem Julius Cäsar auf. Marquis von Argens wollte lieber in dem ein=samsten Wald bei Thieren, als an dem Hof

eines Fürsten leben, wie er in seinen jüdischen Briefen versichert; doch kaum ließ ihn Friedrich, der Einzige in seiner Art, nach Berlin einladen, so kam er geflogen. Soll er Berlin für einen Wald, und Friedrich für einen Bär angesehen haben? Ihre Titelsucht ist nichts desto weniger ein Beleg hierüber. Ehemals legten sie sich Beyworte, wie die Könige bey: der eine wurde der Erleuchtete, ein anderer der Unüberwindliche, der Feine, der Englische genennt; nachher trachteten sie nach Rathstiteln bei Fürsten, oder ließen sich in Adelstand erheben. Skaliger kaufte sich sogar Gutachten von vielen Akademien, die sein fürstliches Geschlecht beweisen sollen. Auf ihre Werke setzen sie dann alle diese Titel und oft noch ein ꝛc. dazu, bis sie in ihrer Welt hinlänglich bekannt sind: dann setzen sie mit einer andern Art von Stolz bloß ihren nackten Namen bei, den nun ohnehin die ganze Welt auf 3 Meilen rund herum kennt. Unterdessen ist unter den Gelehrten selbst ein großer Unterschied. Einige sind Original- oder Kreuzköpfe, diese müssen ein neues System ausgebrütet haben, wenn sie zu dieser Würde sollen erhoben werden; z. B. wer würde dem Geist Originalität absprechen, der das Linnéeische System im Thierreich umstieße, und dafür alle Thiere

nach der Form ihrer Excremente klassificirte; oder der den Fund gemacht hätte, die Menschen wären eitel Spinnen, die alle Fäden ihrer Erkenntnisse aus sich heraus- und wieder in sich hineinhaspelten; oder der zuerst bemerkte, daß jedes Ding zwey Seiten habe und im Grund doch alles einseitig sey. Solche Kreuzköpfe sammeln denn wie die königlichen Bienen einen Schwarm Querköpfe um sich, welche die eigentlichen Gelehrten ausmachen, indem sie eben keinen eigenthümlichen Gedanken im Kopf haben, sondern nur das, was sie der Kreuzkopf gelehrt hat, wiederkauen, aber selten ganz verdauen. Wenn das Originalwerk ihres Herrn und Meisters das Taglicht erblickt hat, so fallen sie darüber her, interpretiren, commentiren, excerpiren, compendiiren und verwirren es, daß der Meister selbst sein Kind nicht mehr kennet. Durch diese erlernten Kenntnisse werden sie so aufgeblähet, daß sie alle, die von dem neuen Fund keine Notiz nehmen, oder von der Wahrheit desselben sich nicht überzeugen können, oder nur abwarten wollen, bis die Gährung vorüber ist, mit der größten Verachtung ansehen, und beschimpfen. Doch kaum haben sie ihre Lectionen bis zur Geläufigkeit auswendig gelernt, so erscheint ein neuer Kreuzkopf,

der einen noch viel seltsamern Einfall hat, als sein Vorgeher. Darob erschrecken die Gelehrten gewaltiglich, denn sie haben schon wieder aufs Auswendiglernen Angst. Deßwegen wollen sie sich anfänglich nicht gleich aus dem Besitz ihrer geläufigen Worte werfen lassen. Allein die Jüngern mit ihren weichen Hirnfibern und noch leeren Köpfen laufen dem neuen Wundermann nach, verschlucken gierig seine Ergießungen, werden wie betrunken, Manche fast rasend davon, und lärmen und schimpfen auf die ältere Parthey, bis diese flieht oder übertritt. Vorher war nichts gewisser, als was sie behaupteten; jetzt ist ihnen nichts einleuchtender, als daß sie bisher über die Ohren, so lang sie auch waren, im Irthum steckten. Aber nur Geduld, es hat der Letzte noch nicht geschoben, ein Dritter Kreuzkopf ist im Anzug, das vorige Spiel wird wieder aufgeführt, die Gelehrten schlagen sich vor die Stirn, reiben sich die Augen, und sehen nun alles wieder anders. Daß dich! ruft hie und da einer, den das Lernen nicht mehr ergötzt, oder dessen Glaube an die Kreuzköpfe geschwächt wurde. Allein, was ist zu machen? Nichts anders, als was der alte Menedemus schon bemerkt hat: diejenigen, sagt er, welche die hohe Schule zu Athen besuch-

ten, wurden erst Philosophen, dann Redner und mit Verlauf der Zeit — gemeine Leute, d. i. sie kehrten wieder zum gesunden Menschenverstand zurück. Um die Gelehrsamkeit ist es übrigens eine vortrefliche Sache, und die wahren Gelehrten sind im hohen Grad achtungswürdige Menschen. Die Sprichwörter reden nur von dem Misbrauch der Gelehrsamkeit, und gemisbraucht werden ja die besten Dinge auf der Welt.

Genauigkeit.

Es fehlt um kein Haar. Es hat ihm der Hund das Maaß hin. Es fehlt um einen ganzen Bauernschuh. Wird schon recht, wann die Haftl drein kommen. Der Gutgenug macht's schlecht genug. Gut Ding braucht Weile.

Was gethan werden soll, soll man recht thun. Gute Arbeit kostet nicht mehr Zeit und Mühe, als schlechte Arbeit, weil die letzte wegen lauter Ausbessern mehrmal wiederholt werden muß. Ein gut Ding braucht zwar Weile, aber es ist doch besser zweymal gemes-

sen als einmal verfehlt. Doch darf man diese Regel denjenigen Handwerkern nicht geben, die um den Taglohn arbeiten, den Zimmerleuten, Maurern ꝛc., diese messen gar zu gern und überdenken jede Sache, ehe sie Hand anlegen, ja sie möchten oft, ehe sie einen Entschluß fassen, lieber gar eine Nacht darüber schlafen, und zuletzt zeigt sich, daß sie doch noch zu wenig gemessen haben, und ihr Werk sich kaum auf einen Bauernschuh schließet.

Genügsamkeit.

Man lebt nicht vom Ueberfluß. Ueberfluß macht Ueberdruß. Es haben viele zu viel, niemand aber genug. Zwischen Armuth und Reichthum ist das beste Leben. Wenig in Ruh', ist besser als viel mit Unruh'. Wer will, daß es ihm wohl gehe, lebe zu Haus frey.

Nichts bedürfen ist göttlich, sagte Sokrates, und wenig bedürfen, heißt der Gottheit nahe kommen. Wie vieles kann ich entbehren, rief dieser Weise, als er zu Athen über den Markt gieng, der mit den mannigfaltigsten Ge-

genständen des Luxus angefüllet war. Mit wenigem ist die Natur zufrieden, und dieses Wenige ist leicht zu finden. Man braucht kein Faß zu bewohnen, oder das Wasser mit der hohlen Hand zu schöpfen, um kein Trinkgefäß nöthig zu haben, oder seine Blöße mit einem zerrissenen Mantel nur halb zu bedecken, wie weiland Diogenes närrischen Andenkens. Das ist Schmuzerey oder Bettlerstolz. Der Mensch soll vernünftig leben, nicht thierisch. Aber eben die Vernunft gebiethet ihm, sich keine Bedürfnisse zu erkünsteln, welche die Natur nicht kennt; die ihm seine Freyheit beschränken, die er oft nicht befriedigen kann, ohne wahre Pflichten zu verletzen, und ihn, wenn er sie nicht befriedigen kann, unglücklich machen. Wenn jemand seine Consumtionsartikel, Meubel, Kleidungsstücke rc. mustert, selbe nach den wahren Bedürfnissen des Menschen prüft, so wird er bald finden, wie viel er sich unnöthige Lasten von der Ueppigkeit habe auf's Haus bürden lassen. Wie wenige Bedürfnisse mögen die Menschen zu den Zeiten der alten Römer gehabt haben, da der Feldherr Regulus nicht mehr als sieben Morgen Ackerland besaß, und, da ihm sein Knecht samt dem Ackergeräth durchgieng, vom Senat den Abschied verlangte (er führte

eben als General Krieg wider die Karthaginenser), um sein Feld zu Hause bestellen zu können, weil er sonst mit den Seinigen im Winter darben müsse!

Gerechtigkeit.

Recht thun läßt sanft ruhen. Thue recht, und scheue niemand. Was einem Recht ist, ist allen Recht. Tausend Jahre Unrecht ist keine Stunde Recht. Es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun. Je mehr Gesetz, je weniger Recht. Eines Red' ist halbe Red', man muß die Partheyen hören Beed'. Die Gerechtigkeit hat eine wächserne Nase, die läßt sich drehen. Zu viel Recht, ist Unrecht. Man kann keinen Nakten ausziehen. Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verlohren.

Die Gerechtigkeit stellt man unter dem Bilde einer Göttinn vor, dessen Augen verbunden sind. Sie hält in der einen Hand ein Schwerdt und in der andern eine Wage. Sie soll auf keine Person Rücksicht nehmen, die Gründe jeder Parthey genau abwägen und

dann nach den Gesetzen richten. Die Aegyptier gaben dem Symbol der Gerechtigkeit gar keine Hände. Sie soll keine Geschenke nehmen können. Kaiser Joseph II. ließ der Gerechtigkeit die Binde von den Augen wegnehmen; denn sie soll nicht blind urtheilen. Doch mit solchen Verbesserungen wird die Gerechtigkeitspflege nichts gewinnen. Cambyses, König der Perser, benahm sich zu diesem Zweck nachdrücklicher: er ließ einen Richter, der Geschenke nahm, die Haut abziehen und selbe über den Sitz, worauf dessen Nachfolger Recht sprach, spannen. Das war eine starke Mahnung. Geschenke und Menschenfurcht sind zwey gefährliche Klippen für die Richter. Deßwegen vergleicht Anacharsis die Gesetze einem Spinnengewebe, welches die großen Hummeln ohne Schaden durchbrechen, und an dem nur die Mücken hangen bleiben. Viele Herren Juris utriusque, d. i. des Rechts und Unrechts, sind darauf einstudiert, wie man ohne Schein des Unrechts Unrecht sprechen kann. Deßwegen war es in der alten Welt sehr gut, daß die Könige und Fürsten selbst, und zwar öffentlich, Recht sprachen. Sie waren ihres Ranges und Vermögens wegen über solche Versuchungen erhaben. Da man dem König Philipp von Macedonien sehr anlag, den Ur=

theilsspruch über einen vornehmen Mann zu ändern, weil die Ehre dieses Mannes dadurch ganz zernichtet würde, sagte er: ich will lieber seine als meine Ehre aufopfern. In der Gerechtigkeitspflege muß die vollkommenste Gleichheit herrschen: was einem Recht ist, muß allen Recht seyn. Darüber gab der Römer Brutus ein großes Beyspiel. Seine Söhne Titus und Tiberius wurden als Verräther des Vaterlandes angeklagt. Die Richter schlugen die Augen unter, und keiner wollte wegen den großen Verdiensten und Ansehen des Vaters, der eben Consul war, das Urtheil sprechen. Einige stimmten endlich auf Landesverweisung, obwohl das Gesetz für dieses Verbrechen ausdrücklich die Todesstrafe bestimmte. Brutus, der Vater, stand nun auf, und fragte die Schuldigen, ob sie nichts zu ihrer Vertheidigung vorzubringen wüßten. Die Jünglinge schwiegen. Brutus ließ beyde auf der Stelle enthaupten. Alle Anwesenden erschütterte dieses Trauerspiel, nur Brutus sah' mit unverwandtem Blick zu, gieng dann weg, und trauerte über sein Unglück. Das war ein großes Opfer, welches er der Gerechtigkeit darbrachte. Aber wer durfte nachher noch hoffen, die Gerechtigkeit ungestraft verletzen zu können?

Vom Richter ist nur Recht zu fodern und zu erwarten: aber die Partheyen sollen nicht nur rechtlich, sondern auch sittlich gegen einander handeln. „Welche kleine Tugend ist es, sagt Seneca, nichts weiter als ein rechtlicher Mann zu seyn! Wie viel weiter geht die Regel unsrer Pflichten als die Richtschnur des äussern strengen Rechtes; wie viel vortrefliche Thaten, wovon kein Wort in den bürgerlichen Gesetzbüchern steht, fodert von uns die Gottesfurcht, die Menschlichkeit, die Billigkeit, die Treue und Redlichkeit? „Das höchste Recht wird oft durch die Umstände das größte Unrecht, d. i. Unbilligkeit, Grausamkeit. Wenn Plinius seinen Wein am Stocke verkauft, und da die Weinlese schlecht ausfiel, die Hälfte des Kaufschillings dem Käufer wieder zurück giebt, so verband ihn dazu kein römisches Gesetz, aber er war ein tugendhafter Mann, der ein heiliges Gesetz in seinem Herzen trug, welches Billigkeit und Recht gleich hochzuachten gebietet.

Geschenke.

Einem geschenkten Gaul sieht man nicht in's Maul. Man giebt nicht gern umsonst.

Eine Hand waschet die andere. Ich gieb dir eine Wurst, lösch' mir den Durst.

Es ist wohl wahr, daß man ein Geschenk nicht viel bekriteln soll, aber dem Geber soll man allerdings in's Gesicht sehen, ob er dabei nicht schielet. Denn gar oft sind Geschenke nur Köder, um die unbedachtsamen Fische damit zu fangen. Nimm kein Geschenk, ohne daß du die Absicht des Gebers kennest. Die Menschen sind nicht absolut freygebig. Der Ritter Wharton schlug die Würde eines engländischen Pairs aus, welche ihm die Königinn Anna antrug, weil sie ihm nicht wegen schon geleisteten, sondern erst zu leistenden Diensten ertheilt werden sollte. Daran that er sehr wohl. Man muß sich keine Verbindlichkeit in Bausch und Bogen aufbürden lassen, wenn man Freyheit, und Menschenwürde, und Gewissen hochachtet.

Geschwindigkeit.

Geschwindigkeit ist keine Hexerey. Es geht, wie geschmiert; wie gehext; über Hals und Kopf; Rips, Raps; was hast, was Geist

(so hastig, wie ein Geist.). Wer langsam kommt, kommt auch. Das geht auf der Ochsenpost, wie auf'n Schneckenrennen. Man kann d'Sach nicht übereilen. Langsam und gut. Eil' stat; Gemach geht weit. Schnelles Spiel übersieht viel. Es geht ihm was aus der Hand.

Wenn jemand ein Geschäft mit der nämlichen Vollkommenheit in kürzerer Zeit verrichtet, als ein anderer; so ist das wohl ein bedeutender Vortheil. Doch der Rips Raps wird nie was vollkommenes leisten; er übereilet sich, und bricht das Bein; bis er wieder hergestellt wird, kommt ihm der Pater Langsam weit vor. Die Legende erzählt, daß ein Fuhrmann den heil. Bischof Martin auf der Straße nach Paris fragte, ob er heut noch Paris erreichen könne. Wenn du langsam fahrest, sagte der Bischof, kannst du heut noch hinkommen: so schnell, wie du jezt fahrest, wirst du die Stadt nicht erreichen. Der Fuhrmann glaubte, Martin wolle ihn zum Besten haben, und trieb seine Pferde noch mehr an. Da aber die Weege immer schlechter wurden, zerbrach er ein Rad, und bis er selbes im nächsten Dorfe wieder herstellen ließ,

wurde es Nacht, und er erreichte die Stadt nicht mehr. St. Martins Rath paßt auch für den Fuhrmann in unserm Kopf. Fährt der Verstand schnell über die Gegenstände hin, so werden links und rechts unzählige Bestimmungen unbemerkt liegen bleiben, die vorerst hätten bemerkt werden sollen. Das Kind bemerkt nur das Glänzende am scharf schneidenden Messer, und wir bejahrten Kinder greifen nicht weniger hastig nach reizenden Spielzeugen, und bemerken ihre Schädlichkeit nicht, bis das Rad zerbrochen ist. Unsere meisten Verirrungen kommen vom Uebereilen her. Deßwegen soll unsre erste Handlungs-Maxime seyn: Laß deinen Willen abwarten, bis dein Verstand über alle Merkmale des Gegenstandes einen Commentar verfaßt hat. Das Böse wird bei dieser Arbeit ihren Reiz verliehren, die Schönheit des Guten aber noch reizender werden.

Gesellschaft.

Gleich und gleich gesellt sich gern. Wenn man einen nicht kennen kann, so sehe man seine Gesellschaft an. Böse Gesellschaften ver-

verderben gute Sitten. Ein böser Gesell führt den andern in die Höll'. Wer Pech angreift, wird beschmutzt. Bey den Lahmen lernt man hinken. Wer mit den Wölfen geht, muß mit ihnen heulen. Wessen Brod man ißt, dessen Liedl muß man singen. Wer sich unter die Kleyen mischt, den fressen die Schweine. Etwas Rechtes leidet nichts Schlechtes. Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz. Er steckt mit unter der Decke. Er verdirbt keine Gesellschaft. Zwey heben mehr als einer. Viele Händ' machen der Arbeit bald ein End' Setz' dich, sonst trägst mir den Schlaf aus'n Haus.

Ohne Gesellschaft würde sich der Mensch aus der Thierheit nicht erheben. Man hat mehrere Menschenwildlinge gefunden, die außer der menschlichen Gesellschaft aufgewachsen sind, aber wenig Menschliches an sich hatten. Ein Knabe, der im Jahr 1661. in einem Alter von 9 Jahren in einem Walde in Litthauen von den Jägern unter den Bären gefunden wurde, wehrte sich mit den Zähnen und Nägeln. Man bändigte ihn endlich, al-

lein zur Kleidung und menschlichen Nahrung konnte man ihn nicht gewöhnen. Ein zweyter Knabe, der im Jahr 1694. ebenfalls in Litthauen an der russischen Gränze 10 Jahr alt gefangen wurde, war haarig und gieng auf Händen und Füßen. Er gab wenig Merkmale der Vernunft, hatte keine Sprache, auch nicht eine menschliche Stimme, lernte jedoch nach und nach aufrecht stehen, menschliche Speisen genüßen, endlich auch, jedoch mit heiserer Stimme, reden. Von seinem Zustand in der Wildheit wußte er nachher nichts. Der Knabe, der in Irland im siebenzehnten Jahrhundert in einer Wildniß gefangen wurde, lebte vom Gras, konnte nicht reden, sondern blöckte, wie die Schaafe. Ein Mädchen, welches im Walde bei Kranenburg in Oberyssel im Jahr 1717. gefangen wurde, war etwa 19 Jahr alt. Ihre Haut war braun und rauch; ihre Haare lang und dick, ihre Sprache ein unordentliches Stammeln, und ihre Nahrung Baumblätter. Sie gieng aufrecht und hatte sich einen Schurz vom Stroh um den Leib gemacht. Sie floh' scheu vor den Menschen, und war schwer zu fangen. Doch gewöhnte sie sich bald an menschliche Gesellschaft, gab sich Mühe zu reden und lernte spinnen. Zu Songi in Champagne wurde im Jahr 1731.

ebenfalls ein Mädchen gefangen, welches mit einer Keule bewafnet war und damit einen großen Hund, den man auf sie los ließ, auf einen Streich todt schlug. Es kletterte mit ausserordentlicher Geschwindigkeit auf die Bäume, und sprang von einem Ast auf den andern. Es tauchte geschickt unter das Wasser, um Fische und Frösche zu fangen, die es roh verzehrte. Es war mit Fellen bekleidet, sprachlos, langhaarig. Es gewöhnte sich endlich mit Verlust ihrer Gesundheit an menschliche Speisen und lernte die Sprache. Aus diesen Beyspielen sieht man, was der Mensch ohne menschliche Gesellschaft ist. Und alle diese Wildlinge genossen doch schon einige Jahre die menschliche Gesellschaft, denn sonst würden sie als unbehelfliche Kinder umgekommen seyn. Sie suchten selbst in der Wildniß Gesellschaft, denn zwey davon wurden unter den Bären angetroffen, welche sie wohl für eine Art Affen, denen sie nicht feind sind, werden gehalten haben. Dieses gesellschaftlichen Triebes wegen ist auch ein einsames Gefängniß für den Menschen eine große Strafe. Herr von Lauzun, nachdem er Jahre lang in der Bastille zu Paris saß, war der Verzweiflung nahe, empfand aber Freude, als er

einmal in einem Ecke seines dunkeln Kerkers eine Spinne gewahr wurde. Er sah' ihr bei ihrer Arbeit beständig zu, fieng Mücken und gab sie ihr zur Speise, redete, als wenn sie ihn verstünde. Er war jetzt gelässener in seinem Unglück. Der Kerkermeister, ein Teufel in menschlicher Gestalt, bemerkte kaum die kleine Quelle, aus der sein Gefangener kümmerlich ein Tröpfchen Trost schöpfte; so zerstörte er sie ganz. Er tödtete die Spinne. Darüber wurde Lauzun fast wahnsinnig. Diesen unmenschlichen Kerkermeister mag jener Theolog im Sinne gehabt haben, wenn er meinte, die Gemeinstube der Hölle sey für mindere Verbrecher bestimmt, weil das gesellschaftliche Leben noch etwas tröstliches in sich enthält; die größten Verbrecher würden aber von dem ewigen Richter in die finsterste Einsamkeit verbannt, in den Schoos des ewigen Todes, wo selbst der Puls der Natur stille steht.

Gesundheit.

Gesundheit ist der größte Schatz. Der Gesunde weis nicht, wie reich er ist. Die Einfalt wird alt. Wer lange beckelt, wird alt. Stirbt der Fuchs, so gilt's den Balg, lebt

er lang, so wird er alt. Er steckt in keiner guten Haut. Er hat einen ewigen Calender im Fuß. Essen und Trinken haltet Leib und Seel zusammen. Wer trinkt ohne Durst, und ißt ohne Hunger, der stirbt noch als junger. Wenn einem das Essen am besten schmeckt, muß man aufhören. Auf'n guten Bissen gehört ein guter Trunk. Bier und Brod macht d'Backen roth. Wein auf Bier, das rath ich dir, Bier auf Wein, das laß seyn. Auf ein Ey gehört ein Trunk, und auf einen Apfel ein Sprung. Zeitig in's Bett, und zeitig aus dem Bette macht gesund, klug und reich. Rast giebt Mast. Drey Ding sind gesund: wenig eß' dein Mund, üb' dich alle Stund, lauf' wie ein Hund. Ein junger Arzt, ein neuer Gottesacker.

Es erkennen die Menschen den Werth der Gesundheit erst dann lebhaft, wenn sie selbe bereits verlohren haben. Denn die Gesundheit ist der natürliche Zustand des Menschen und reizt daher seine Aufmerksamkeit nicht. Mit der Gesundheit ist es, wie mit dem Gewissen, wenn man durch keine Empfindung daran erinnert wird, sind beyde in Ordnung,

nur die desperatesten Fälle ausgenommen. So sehr die Menschen wünschen gesund und lange zu leben, so wenig handeln sie darnach gesund und lange leben zu können. Wenn man ihre Lebensweisen, ihre Speisen und Getränke betrachtet; so sollte man glauben, sie wollen ihr Leben mit Vorsatz verkürzen. Unsere Speisen und Getränke sind fast lauter Arzeneyen, indem sie aus Bestandtheilen zusammen gesetzt sind, welche die verschiedensten Kräfte äussern: die einen reizen, die andern betäuben oder schwächen; die einen ziehen zusammen, die andern lösen auf; womit der normale Stand unsers Leibes ohne Unterlaß gestört wird. Wird diese Zerstörung einmal sehr merklich; so wird der Arzt gerufen. Dieser soll die Wirkungen der täglichen Arzeneyen mit Ungewöhnlichen heben, das ist aber eine mißliche Methode. Die ältern Aerzte thaten deßwegen nichts anders als den gewöhnlichen Lebensschlendrian umkehren. Sie ließen durch den Mund, der bisher nur einnahm, auch die Ausgaben bestreiten, oder sie umgiengen den Feind und brachten hinter Rücks eine Ladung an, um selben zu einem Ausfall zu locken; oder sie zapften ihm die Lebensquellen an, um ihn zur Kapitulation zu zwingen, das ihnen denn gar oft gelungen ist, nur zog auch

gewöhnlich das Leben mit dem Feind ab. Der Patient konnte nur die heilsame Methode nicht ganz abwarten, er starb an Schwäche. Durch dergleichen traurige Fälle sind die neuern Aerzte klüger geworden, und stärken nun ihre Patienten bis zum Tod. Dazu sind ihre Arzeneyen viel angenehmer. Bei den alten mußte man Baumrinden essen, und noch danken, daß sie einem nicht zumutheten, die Bäume selbst samt den Wurzeln zu verschlucken. Die neuen Aeskulaps bieten einem ein gutes Glas Wein, Kafee, Bunsch, Gloria ꝛc. Das sind meine Männer, die lob' ich mir. Es lauft doch im Grund auf Eins hinaus; nun so will ich lieber nach der jungen Herren Rath kraftvoll aus der Welt gehn, als nach der alten Methode davon schleichen. Was will man von den Aerzten mehr fodern, als daß sie einem die Abfahrt so viel möglich erleichtern. Sie sollen einem gesund machen? Wer kann von dem Advokaten billiger Weise fodern, daß er einen ungerechten Proceß gewinnen soll. Nun, der Lebensproceß des Patienten ist oft so ungerecht als einer. Wenn aber die Aerzte mehr verderben als gut machen, wenn jeder seine Hypothesen sogleich an den Patienten versuchen, und, wie ein gewisser Militärarzt, sein Mittelchen nicht eher fahren lassen will, bis

es ihm der Tod des ganzen Regiments zweifelhaft macht? Nun, da hätte freylich Hystaspes, König in Persien, nicht ganz unrecht, der alle seine Aerzte wollte hängen lassen, weil sie ihm seinen verrenkten Fuß durch ihre Kunststücklein ganz verdorben hatten. Democedes, ein Grieche, der den König wieder herstellte, half ihnen noch aus der Schlinge. Die Römer hatten in ihrem Staat 600 Jahre keine Aerzte, und befanden sich sehr wohl dabey; deßwegen warfen auch die Römlinge unter Pabst Alexander IV. die Frage auf, ob für die Gesundheit und das Leben der Bürger nicht besser gesorgt wäre, wenn man alle Aerzte aus dem Staat verbannen würde. Die Mehrzahl war für diese Meinung. Pabst Alexander entschied nicht vom St. Peters Stuhl, sondern an einer wohlbesetzten Tafel, wo diese Frage abgehandelt wurde: Man müsse die Aerzte, wo Uebervölkerung wäre, beibehalten, weil sich sonst die vielen Menschen nicht mehr ernähren könnten. Die Aerzte thun daher wohl, wenn sie sich um die Kuhpockenimpfung recht thätig annehmen, theils, um sich nothwendig zu machen, theils zu größerer Beruhigung ihres Gewissens.

Gewalthaber.

Tyrannen-Gewalt wird nicht alt. Gewalt geht vor Recht. Wer's vermag, schiebt den andern in Sack. Wer andere jagt, ruht selber nicht. Zuviel Melken giebt Blut. Ein Vorstand ohne Verstand.

In der alten Welt waren die Vorstände der Völker größtentheils Tyrannen, d. i. Fürsten, die nach ihrer Willkühr regierten. Wenn diese Männer weise und tugendhaft waren, so schadete die Willkühr nicht, sondern wirkten kraftvoller, als es oft bei beschränkten Regierungsformen seyn kann. Allein sehr viele misbrauchten ihre Gewalt und der Name Tyrann wurde zum Schimpfnamen. Durch diese traurigen Erfahrungen aufgeschreckt, und weil es überhaupt dem Menschen schwer ist, sich bei unumschränkter Gewalt inner den Schranken der Mäßigung zu halten; haben alle gebildeten Völker die königliche Gewalt bestimmten Verfassungen und Gesetzen unterworfen, wodurch dem Misbrauch vorgebeugt wird. Gute Fürsten ehrten immer diese Schranken, denn sie verwehren nur Böses, nicht aber Gutes zu wirken: ja, gute Fürsten, die ihre Völker lieben, sollten

selbst solche Schranken, wo noch keine sind, setzen, weil sie nicht wissen, ob unter ihren Nachfolgern nicht ein Tyrann zum Vorschein kommen werde. In Europa ist die Menschheit in ihren Einsichten und dem Gefühle ihrer Würde so weit vorgerückt, daß es kein Fürst wagen dürfte, einen Tyrannen zu spielen. Er würde sich einer größern Gefahr aussetzen als Siloson, dem Darius die Insel Samnien schenkte. Die Samnier waren des Despoten bald satt, und verließen in einer Nacht alle die Insel. Das römische Volk machte es im dritten Jahrhundert nach Erbauung ihrer Stadt einmal eben so. Es verließ die Stadt, und ließ ihre Hochmögenden im Senate sitzen. Menenius mußte ihm im Namen des Senates viel vorfabeln von Gliedern und Magen, wie der zwar alles verschlinge, aber doch die Glieder stärke rc. bis er es wieder in die Stadt lockte. Einer der berühmtesten Tyrannen der alten Welt war Dionys von Syracus, der weder Götter, noch Menschen achtete. Er nahm der Statue des Jupiters den goldnen Mantel ab, mit dem sie behangen war, weil ein solcher Mantel, wie er spöttisch sagte, dem Gott im Sommer zu warm und im Winter zu kalt sey. Er ließ ihm dafür einen von Wolle umhängen, der

zu allen Jahrszeiten dienlich wäre. Er vergoß Menschenblut ohne Scheu. Den Marsias ließ er eines Traumes wegen hinrichten, indem er so unvorsichtig war, und erzählte, daß es ihm im Traume vorkam, er habe dem Tyrannen die Kehle abgeschnitten. Dionys meinte, wer solche Träume habe, müsse solchen Gedanken nachhängen. Er würde endlich verjagt und starb als Schulmeister zu Corinth. Die Römer seufzten auch oft lange Zeit unter solchen Ungeheuern, welche die Geschichte mit Abscheu nennt. Die Völker sind sehr geduldig; wenn sie sich empören, so muß der Druck sehr groß seyn. In großen Reichen liegt jedoch die Schuld des Druckes oft mehr auf den Unterbeamten, als auf dem Fürsten, der nicht unmittelbar regieren kann. Bato, der Anführer der Pannonier, die sich wider die Römer empörten, sagte dem römischen General Tiber die wahre Ursache ihres Aufstandes: Wir müssen uns von euch trennen, denn ihr habt uns statt Hirten, die uns schützen sollen, Wölfe zugeschickt, die uns verschlingen. Da heut zu Tag in Europa die Fürsten eine sorgfältige Erziehung erhalten und ein edler Wetteifer unter ihnen herrschet, die ihnen anvertrauten Völker weise und milde zu regieren; so hat man keine Tyranney mehr zu befürchten. Nur

der Krieg ist der grausamste Tyrann, der schon so lange die Menschheit zerfleischet. Erwürget doch einmal dieses Ungeheuer mit dem Bund des ewigen Friedens!

Gewinn.

Wer gewinnen will, muß was d'ran setzen. Wer nichts wagt, gewinnt nichts. Es ist alle Tag Jagdtag, aber nicht immer Fangtag. In großen Wässern, fängt man große Fische. Wer in Röhren sitzt, hat gut Pfeifen schneiden. Er hat eine gute Figelmühl. Die Menge muß was machen. Wenig, aber oft, macht auch viel. Böser Gewinn, fährt dahin. Ein ungerechter Haller, frißt einen Thaler. Wie gewonnen, so zerronnen.

Die meisten Menschen müssen ihren Unterhalt entweder durch die Arbeit ihrer Hände oder durch Handel suchen. Das Gemüth der ersten bleibt ziemlich einfältig, wie ihre Arbeiten sind; wie ihr Leib durch das Einerley ihrer Arbeit eine gewisse Steifheit erhält, so nimmt auch ihr Geist, der sich stäts auf gleiche Art beschäftiget, eine bestimmte Form an. Die aber, welche Handel treiben, stecken

voll Griffe, Pfiffe und Gniffe. Sie leben nicht vom Werth der Dinge, mit denen sie handeln, sondern vom Gewinn, den sie damit machen. Die Käufer betrachten die Dinge immer nach ihren wahren Werth, und wollen nicht mehr dafür zahlen, als dieser beträgt. Dadurch entstehen zwischen den Handelsmann und Käufer zwey feindliche Partheyen. Der Händler legt seinen Sachen einen höhern Werth bei, als sie haben; verdeckt ihre Fehler und Mängel sorgfältig, rühmt Eigenschaften daran, die nicht in ihnen liegen, und sucht sohin auf alle mögliche Weise den Käufer zu blenden. Weil die Käufer das Recht der Händler auf etwas mehr als den Werth der Dinge nicht erkennen wollen; so halten die Händler Lug und Trug für erlaubte Mittel, zu ihrem Recht zu gelangen. Gewinn ist ihre Lebensquelle, ihr Geist beschäftiget sich unaufhörlich, diese Quelle flüssig zu erhalten, ihre Praktik hat keine festen Regeln, muß sich nach allen Umständen und Gemüthsarten neu formen, welch' einen nachtheiligen Einfluß muß alles das auf den Charakter des Händlers haben!

Gewissen.

Ein gutes Gewissen ist ein warmer Brustfleck. Er hat ein weites Gewissen, läßt sich wohl was unterbringen. Sein Gewissen ist zerrissen. Er macht sich kein Gewissen daraus. Das Gewissen lügt nicht. Ich gieb dir's auf dein Gewissen.

Das Gewissen ist das gewisse Wissen oder Bewußtseyn der Sittlichkeit unserer Gesinnungen und Handlungen. Es spricht aus, was zu thun, und zu lassen ist. Es ist ein unpartheiischer Richter in uns, der richtige Urtheile fällt, und wie mit Bissen straft, und wie mit Küssen lohnt. Man hat hinter dieses geheime Gericht im Menschen noch nicht recht kommen können. Ist es die Vernunft, die in andern Dingen so langsam einherschreitet, und dabei doch so vielen Irrthümern unterworfen ist, hier aber so schnell, richtig und gebiethend entscheidet? ist es ein Gefühl, ein moralischer Kompaß? ist es ein guter Geist, der uns durchs Leben begleitet, wie etwa Sokrates meinte? Was es immer ist, es ist das Heiligste im Menschen und sein bester Freund, es ist wahre Gottesstimme und seine unmittel-

barste Offenbarung. Schön sagt darüber der Dichter:

Was heilig ist, das Wort von Pflicht und Recht, ist nicht
Im Buche der Natur zu lesen.
Ein feierlicher Ruf des innern Menschen spricht:
Sohn der Natur, du bist ein Sohn der Pflicht.
Vor diesem Rufe beugt sich tief mein ganzes Wesen,
Gott ist es, der durch ihn zu meinem Geiste spricht.

Das verletzte Gewissen verursacht eine quälende Unruhe, die sich nur durch reuvolle Rückkehr zur Pflicht nach und nach wieder legt. Theodorich, König der Gothen, nachdem er den weisen Boethius, Symachus und andere Unschuldige hatte hinrichten lassen, fühlte so lebhafte Gewissensbisse, daß er in eine tödtliche Melancholie verfiel. Der bekannte Cromwell von England wurde von Gewissensangst zu todt gepeiniget. Dem strengen Ludwig von Baiern wurden die Haare über Nacht grau, nachdem er seine schuldlose Gemahlinn hatte hinrichten lassen. Die Montespan, Mätresse des vierzehnten Ludwigs von Frankreich, fühlte

die Bisse ihres verschuldeten Gewissens am stärksten, wenn ein Hochgewitter heranzog. Mit Angstschweiß übergossen, riß sie ein Kind auf ihren Schooß und glaubte mit Vater Abraham, Gott werde die Unschuld nicht mit der Schuldigen verderben. Das war jedoch eine sehr zweifelhafte Art von Wetterableiter. Uebrigens muß das Gewissen cultivirt werden, wenn es lebhaft wirken soll. Wer allein den Verstand cultivirt, und das Gewissen vernachlässiget, lauft Gefahr, alle Empfindlichkeit des Gewissens zu verliehren. Deßwegen sieht man heut zu Tag so viel aufgeklärte Satane. Ehehin hatte man viel Gewissen ohne viel Wissen, jezt findet man viel Wissen ohne Gewissen. Nur die Vereinigung von Beyden erzeuget wahre Weisheit.

Gewohnheit.

Die Gewohnheit ist eine eiserne Pfaid (Hemd). Was der Hansl gewohnt, laßt der Hans nicht mehr. Jung gewohnt, alt gethan. Alte Bäume lassen sich nicht biegen. Alte Fuhrleute hören auch noch gern schnalzen. Die Katze läßt das Mausen nicht. Die

Katze

Katze springt immer wieder auf die alten Füße. Die alten Geise lecken auch gern Salz. Mit kleinen fångt man an, mit großen hört man auf. Gewohn's, Mudl, gewohn's, sagte der Bäck, und kehrte mit der Katze den Ofen aus.

Die Gewohnheit ist eine Fertigkeit in bestimmten Handlungen. Eine neue Maschine bekommt erst durch den öftern Gebrauch eine Leichtigkeit der Bewegungen, dann sagt man, es geht, wie von selbst, als wenn's geschmiert wäre. Es werden die hervorragenden Theilchen, die Hindernisse, immer mehr abgestosen und geglättet. Auch im menschlichen Leibe entstehen durch oft wiederholte Handlungen solche Fertigkeiten. Mit welcher Geschwindigkeit und Richtigkeit greift der Virtuos auf seinem Flügel umher; wie wohl hat der Seiltänzer alle Bewegungen seines Leibes in seiner Gewalt, wie leicht verrichtet der Handwerker und Künstler seine Arbeit! Selbst in der Seele entstehen Fertigkeiten, gewisse Gedanken und Empfindungen zu haben: wie geschwind müssen die Regeln der Sprache bey'm Reden gedacht werden! Diese Fertigkeiten

werden dann bei jedem gegebenen Reiz gleich thätig, ohne daß der Mensch ihrer deutlich bewußt ist. Hört der Tänzer eine fröhliche Musik, so will sein Körper nicht mehr in Ruhe bleiben. Die Gewohnheit despotisirt den Geist und den Leib, über Weise und Thoren, und Pindar nennt sie mit Recht die Beherrscherinn der Welt. Sie richtet Gutes und Böses an, benimmt aber zugleich Beyden viel von ihrem Werth und Unwerth. Sie macht uns gegen das lange ersehnte Glück gleichgültig, gießt aber auch einen lindernden Balsam in die Wunden des Unglücks. Der Vogel im Käfig stößt sich anfangs den Kopf wund, nach einigen Tagen fängt er zu singen an. Der Missethäter am Karrn macht es ihm nach. Hat sogar Mithridates seinen Magen an Gift gewöhnt, welches er täglich in größern Portionen zu sich nahm. Nur aus der Macht der Gewohnheit läßt es sich begreifen, wie die Menschen soviel Albernheiten in ihren Verfassungen, in ihren Religionen, in ihren Sitten ertragen können, ohne auch nur eine Mine zu verziehen. Plato versichert, daß die Aegyptier auch noch zu seiner Zeit ihren Göttern keine schönere Bildung geben durften, als die sie vor 1000 Jahren hatten. Ohne Bedenken nahmen sie den schändlichen Anti-

nous unter ihre Götter auf, so bald er eben so steif, wie die übrigen gezeichnet wurde. Das Gewohnte untersucht man nicht mehr, man ist damit wie mit einem alten Hausfreund, dem man ganz trauen darf, bekannt. Das Neue kennt man noch nicht, weis nicht, was alles dahinter steckt, man befürchtet, es möchte sich dessen Bösartigkeit erst in der Folge entwickeln, man will sicher seyn und bleibt lieber bey'm gewohnten Alten. Man gewohnt das Vernünftige, wie das Thörichte, daher ist es eine Sache von hoher Wichtigkeit, auf Angewöhnungen ein wachsames Aug' zu haben. Wenn die Kretenser jemand etwas recht Böses wünschen wollen, so wünschen sie ihm eine böse Gewohnheit. Plato sagte, da er einem das Würfelspiel verwieß, und dieser es für eine unbedeutende Kleinigkeit erklärte: Eine Angewöhnung ist nie eine Kleinigkeit. Denn, da eine Gewohnheit täglich wächst, erhält sie eine solche Stärke, daß sie kaum wieder ganz kann vertilgt werden. Der Ritter William Kalepeper, nachdem er sein ganzes Vermögen am Spieltisch durchgebracht hatte, saß doch noch hin, um zuzusehen bis an sein seliges Ende. Auch der sittliche Wildling, der in seiner Jugend eine gute Erziehung genossen hat,

wird noch unterm Galgen einige Merkmale davon äussern.

Gleichheit.

Was Einem Recht ist, soll allen Recht seyn. Gleiche Bürd' bricht den gemeinen Rücken nicht. Ungleiche Schüsseln machen schielende Brüder. Er ist auch nicht besser als der Bieranderl. Es ist kein Ey dem andern so gleich. Es ist gehüpft, wie gesprungen. Ich möchte die Hand darum nicht umkehren. Vier Hosen eines Tuches. Ist immer die alte Leyer. Bey euch gilt halt der Batzen auch 4 Kreuzer. Ist bei uns grad so. Sie sind alle über einen Leist geschlagen. Er liegt im nämlichen Spital krank. Bey der Nacht sind alle Kühe schwarz. Es sind nicht alle gleich, die mit dem Kaiser reiten. Es sind nicht alle Köche, die lange Messer tragen. Es mischt sich oft ein Mausdreck unter die Pfefferkörnl.

Unlängst wollten ganze Völkerschaften glatt und gleich wie die Aale seyn. Sie griffen aber zum Gleichmachen zu, ehe sie noch ei-

nig waren, was für Unebenheiten weggeschliffen werden sollen. Eine Parthey meinte, alle müßten der Höhe nach gleich seyn, und schnitten allen, die über die andern hervorragten, die Köpfe ab; eine andere Parthey hielt davor, es dürfe keiner ein schöneres Haus, bessere Möbeln, mehr Geld und Gut besitzen, als sie, und zerstörten die schönen Häuser und Möbeln, und raubten Geld und Gut; andere bemerkten noch die größten Unebenheiten, so lange es Obrigkeiten gebe, sie takelten demnach auch diese ab, daß selbst der Gott Vater auf einige Zeit in großes Gedräng kam. Nur in Rücksicht der Bosheit wußten sie kein Mittel, Gleichheit herzustellen, und daran scheiterte ihr ganzer Plan. Wenn eine Parthey glaubte, unübertreflich hierin zu seyn; so bildete sich schnell eine andere, die ihr's bevor that. Diese Erfahrung überzeugte zuletzt alle, daß die Menschen sehr ungleiche Geistesanlagen haben, die nothwendig auch im äußerlichen Zustande Ungleichheiten nach sich ziehen müßten. Sie rückten nach und nach den Stul wieder auf den alten Plaz und schlichen sich davon. Und nun sind wieder nicht alle gleich, die mit dem Kaiser reiten. Unterdessen sind alle, die mit dem Kaiser reiten oder nicht mitreiten, samt dem Kaiser selbst, Menschen, und

ist sohin nichts mehr als gerecht, daß jedem seine Menschenrechte gesichert und respektirt werden. Hierin steht der Vieränderl mit allen auf ein und derselben Linie. Diese Menschenrechte sind durch keinen Vertrag veräusserlich, am wenigsten sollen sie durch den bürgerlichen Vertrag verlohren gehen, der vielmehr zu ihrer Aufrechthaltung eingegangen wird. Wenn die Staatsgewalt ihre Bestimmung vergißt, und die Menschenrechte, statt zu schützen, kränket; oder wohl gar in das noch höhere Gebiet des Gewissens, das in eine ganz andere Welt gehört, Eingriffe wagt, so hat sie ihre Rechtlichkeit verwirkt.

G l ü c k.

Wer 's Glück hat, führt die Braut heim. Wem 's Glück wohl will, dem kälbert ein Ochs. Das Glück ist blind und macht blind. Das Glück macht verrückt. Das Glück ist nicht ohn' Tück. Den das Glück in die Höhe hebt, will es werfen. Das Glück ist kugelrund. Glück und Glas wie bald bricht das. Je größer der Schelm, je größer das Glück. Er hat mehr Glück als Verstand. Ein blindes Hendl findet zuwei-

len auch ein Körnl. Um gute Tage zu ertragen, gehören starke Beine dazu. Er ist ein Sonntagskind. Er hat seinen Karrn aufs Trockne gebracht.

Unter Glück versteht man ein Gut, das einem zufälliger Weiße zu Theil wird. Es wird nicht alle Absicht und Bemühung, das Gut zu erlangen, ausgeschlossen, wenn nur keine nothwendige Verbindung zwischen beyden obwaltet. So sagt man: es hat ihm geglückt, hätte aber auch übel ausfallen können. Glücksgüter stehen nie ganz in der Macht der Menschen, sie hängen von vielen Umständen und Bedingungen ab, welche die große Zauberinn Fortuna schnell um einen Menschen, den sie begünstiget, zu vereinigen weis. Ihr Günstling weis oft selbst nicht, wie ihm geschah'. Mark Aurel schreibt das ganz offenherzig an seinen Freund Corvin, den König von Sicilien: Wer hätte geglaubt, daß ich Kaiser, und du König würdest, wir selbst gewiß nicht, am wenigsten zu Rhodus, wo wir Katzen, die wir gestohlen hatten, aus Hunger verzehrten, oder zu Tarent, wo man uns wegen zerrissener Kleidung in den Tempel der Diana nicht hineinließ, eben so wenig zu Capua, wo

wir vor Hunger krank lagen. Doch die Gaben des Glückes können den Menschen, so sehr er auch ihrer begehrt, nie allein beseeligen. Der Mensch hat viel höhere, nämlich geistige Bedürfnisse, die vorerst befriediget seyn müssen, wenn ihm der Besitz der Glücksgüter frommen soll. Der Weise gebraucht sie, aber er läßt sich nie durch ihren Schimmer blenden, genüßt sie ohne Furcht vor ihrer Unbeständigkeit, baut seine Ruhe nie auf sie, hält sich ihretwegen weder für glücklich, noch für unglücklich. Denn das Glück legt dem Menschen keinen Werth bei, achtet nicht auf Verdienste, überhäuft oft den Nichtswürdigsten mit ihren Gaben, und entzieht sie dem Würdigsten. Es hat viele trefliche Menschen verdorben; keinen Verdorbenen aber rechtschaffen gemacht. Cyrus von Persien war ein treflicher Prinz. Nachdem er aber Babilon und Ninive erobert hatte, wurde er weichlich und stolz. Bei seinem Einzug in Babilon bestellte er Leute, die vor ihm niederfallen mußten; von ihm schreibt sich diese sclavische Gewohnheit her. Alexander von Macedonien war von seinem Glücke so aufgeblasen, daß er sich für einen Sohn des Jupiter Amon erklären ließ; seine Mutter Olympias ließ ihm darüber sagen: er möchte ihr doch den Zorn der Juno

nicht zuzsehen. So edle Gesinnungen Alexander noch als Prinz hegte; so sehr befleckte er nachher, von seinen Siegen berauscht, durch Schwelgerey, Undank und Grausamkeit seinen Ruhm. Den treflichen Feldherrn Parmenio ließ er meuchelmörderisch tödten; seinen alten Freund Klitus, der ihm in einer Schlacht das Leben gerettet hatte, ermordete er selbst mit einen Wurfspieß an der Tafel, weil Klitus sich traute, ihm eine etwas bittere Wahrheit zu sagen; den weisen Callistus ließ er im Kerker verschmachten, weil er wider die Vergötterung des Alexanders stark gesprochen hatte. So weis das Glück die schönsten Seelen zu verderben. Ihrer Unbeständigkeit wegen ist sie überall verrufen. Nicht selten hat sie ihre Günstlinge von der Höhe, wohin sie selbe hob, in Abgrund gestürzt. Wenn sie einen schnell empor hebt, so ist ihr am wenigsten zu trauen. Solon, der weise Gesetzgeber von Athen, sagte deßwegen, man müsse niemand vor seinem Ende glücklich preisen. Da Krösus, König der Lydier, der seiner Reichthümer wegen überall bekannt war, diesen Weisen fragte, welchen er für den glücklichsten Menschen halte, nannte ihm Solon einen gemeinen Bürger von Athen, den Tellus, der ein tugendhafter Mann und von Dürftigkeit frey

war, und gute Kinder hinterließ, denn er war schon lange gestorben. Der König erwartete keinen andern Namen als den Seinigen zu hören; erkannte aber bald darauf nur zu lebhaft, daß Solon recht daran sey. Als Cyrus diesen reichen König überwunden und gefangen hatte, verurtheilte er ihn zum Feuertod. Nur die Anmerkung des Solon, daß niemand vor seinem Ende glücklich zu preisen sey, welche Croesus dem stolzen Sieger erzählt hatte, rettete ihm das Leben, indem sie im Cyrus eine geheime Furcht über das erweckte, was ihm selbst noch begegnen könnte. Ein nicht weniger merkwürdiges Beyspiel von der Unbeständigkeit des Glückes stellte Dionys der Jüngere an sich auf. Er war Herr von Sicilien, hatte zahlreiche Heere und Flotten, besaß unermäßliche Reichthümer, und starb als ein armer Schulmeister zu Corinth.

Gott.

Der alte Gott lebt noch. Was Gott thut, ist alles gut. Gott muß man nicht einreden. Wenn's Gottes Wille ist, wird's geschehen. Es steht alles in Gottes Händen. Was Gott will erquicken, kann kein Mensch

erdrücken. Wenn Gott will, grünt ein Besenstiel. Gott läßt einen sinken, aber nicht ertrinken. An Gottes Segen ist alles gelegen. Gott giebt wohl einen Ochsen, aber nicht bey den Hörnern. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Jeder für sich, Gott für alle. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Gott verläßt keinen Deutschen, hungert ihn nicht, so durstet ihn.

Es giebt kein Volk von einiger Bildung auf der Erde, welches nicht eine Gottheit verehret. Es hat auch schwerlich einen nachdenkenden einzelnen Menschen gegeben, der außer den Paroxismen der Spekulation an dem Daseyn Gottes zweifelte. Denn der Glaube an Gott liegt dem menschlichen Herzen so nahe und ist für die Vernunft ein so dringendes Bedürfniß, daß ohne denselben die Angelegenheiten des Herzens und der Vernunft in eine unauflösliche Verwirrung kommen. „Der Gotteslängner ist ein Waise, der seinen Vater verlohren hat, und nun neben den unermäßlichen Leichnam der Natur, den kein Weltgeist reget und zusammenhält, einsam trauret.“ Es nennt zwar die Geschichte einige, die Gottes Daseyn läugneten, weil sie ihn da nicht

fanden, wo sie ihn suchten, oder vielmehr durch ihr krankes Aug nicht erkannten, oder wohl gar foderten, er soll hervortreten und sich sehen lassen, wie vom Diagoras von Melos erzählt wird, der deßwegen Gottes Daseyn läugnete, weil Gott den Meyneid nicht auf der Stelle durch ein Wunder rächte, durch den ein anderer eines seiner poetischen Werke sich zueignete. Freylich eine hochwichtige Sache für einen Auktor, in der Gott schon etwas über die Gebühr sollte gethan haben. Doch diese Wenigen, da die ganze übrige Menschheit ihre Meinung als irrig verwirft, sind für Narren zu halten, wie schon König David bemerkt hat. Die Vorstellungen von der Gottheit waren bei allen Völkern sehr verschieden, doch überall aus Eigenschaften zusammengesetzt, die bei demselben Volke in der höchsten Achtung waren. So hatten die kriegerischen Deutschen einen Kriegsgott, dem nur Tapferkeit gefiel. Deßwegen hieben sie manchem Todtkranken, für dessen Seelenheil sie besorgt waren, den Kopf ab, damit er blutig vor Gott erscheine, als wäre er im Treffen geblieben und sohin Gottes Wohlgefallen, der nur die Tapfern liebt, erlangen möge. Menschen können wohl nicht anders von dem höchsten Wesen als menschlich den-

ken, denn es ist ja ein einziges Wesen, das seines gleichen nicht hat. Wie gebildeter aber eines Menschen Geist ist, desto edler wird auch die Vorstellung von Gott seyn, die ihm beiwohnt. Nur muß die Spekulation nicht gar zu sorgfältig seyn, um gar alles Menschliche von der Idee Gottes auszuscheiden; sonst macht sie aus dem erhabensten Geist ein Gespenst, wie bei der gar zu menschlichen Vorstellung ein Götze daraus wird. Vor beyden Abwegen soll uns noch immer die erhabene Aufschrift im Tempel der Isis zu Sais warnen: „Ich bin alles, was ist, was gewesen ist, und was seyn wird; meinen Schleyer hat noch kein Sterblicher aufgedeckt."

Größe.

Es liegt nicht an der Größe, sonst würde die Kuh einen Haasen erlaufen. In klein' Häut' stecken oft groß' Leut.' Groß und ungeschickt. Was klein ist, ist artig. Kleine Häfeln laufen bald über.

Ein Bauer zu Limosin sah' zu Lyon ein kleines Hündchen um 4 Kronen verkaufen. Er lief, so schnell er konnte, heim, und führ-

te große Bauernhunde zur Stadt, in der Hoffnung, für jeden wohl 8 Kronen zu bekommen. Dieser Bauer hatte keinen Begriff von einer andern Größe, als die man nach der Länge, Breite und Tiefe berechnet. Diese Größe hat wohl ihren Werth z. B. beym Schlachtvieh, bei Quaterstücken rc. Nur die Größe des Geistes giebt Würde. Sie ist ein Vorzug vor andern in Rücksicht der gesamten Seelenkräfte. Da aber jede Größe ein relativer Begriff ist, oder nur durch Vergleichung mit andern begriffen wird; so schrumpft nicht selten der große Geist, den man in seinem Landstädtchen nicht genug bewundern konnte, sehr zusammen, wenn er sich in einem weitern Zirkel von Menschen sehen läßt. Da für die Geistesgröße noch kein bestimmtes Maß festgesetzt ist; so kommt es bis jezt noch auf die Stimmenmehrheit des Publikums an, ob jemand dieser Ehrentitel solle ertheilt werden. Die Geschichte legt vielen den Titel der Größe bei. Sie nennt einen Alexander, Karl, Ludwig, Friedrich rc. die Großen, läßt aber weislich unbestimmt, worin ihre Größe bestanden ist. Die Welt war bisher so roh, daß sie Leute, welche viele tausend Menschen mordeten und ganze Länder verwüsteten, für groß hielt, und dachte nicht daran, daß sie durch solche Grossspre-

chereyen den Ehrgeiz reize, auf's neue die Welt zu verwüsten. Nur große Wohlthäter der Menschheit soll man rühmen; von Uebelthätern aber nur mit Verachtung sprechen, oder wenn man das nicht darf, schweigen.

Habsucht.

Es nimmt einer den andern den Bissen vom Maul weg. Wenn man ihm den Finger reicht, so will er die ganze Hand. Bei ihm heißt's: alles her, mein Fisch. Das Hemd ist näher als der Rock am Leib. Man muß leben und leben lassen. Aller Will' ist haben viel. Wer viel begehrt, dem geht viel ab. Es sind ihm die Augen weiter als der Bauch.

Es lebt niemand vom Ueberfluß, und doch wollen die allermeisten Menschen mehr besitzen, als sie brauchen. Bei Vielen ist diese Habsucht eine Vorsorge für die Zukunft. Sie fürchten, es könnte ihnen der Faden beim hellen Tag noch ausgehen. Andere aber haben am Ansehen, oder an der Macht Vergnügen, die ihnen der Reichthum verschaft. Am schänd-

lichsten ist die Habsucht bei Menschen, die bei ihrem Glück und Ueberfluß gesichert, und doch nach fremdem Gut hungrig sind. Pyrrhus, König von Epirus, konnte vor Begierde nach dem, was er nicht hatte, das nie genießen, was er wirklich besaß. Als einst die Tarentiner mit den Römern Krieg führten, und nicht mehr im Stand waren, ihn fortzusetzen, so wandten sie sich an den Pyrrhus, und erwählten ihn zu ihrem Feldherrn und Beschützer. Es befand sich damals am Hofe des Königs ein Thessalier, Kineas, ein Mann von großem Verstande und Beredtsamkeit. Als dieser weise Mann den Eifer des Königs zum italischen Feldzug bemerkte, sprach er zum König: Was für Nutzen werden wir daraus ziehen, wenn uns Gott den Sieg über die Römer verleihet? Dann wird, sagte der König, keine Völkerschaft in ganz Italien unsrer Macht Einhalt thun können. Wenn wir ganz Italien eingenommen haben, fuhr Kineas fort, was werden wir alsdenn thun? Sicilien, fiel der König schnell ein, wird uns die Hand selbst biethen. Wird wohl Sicilien das Ende unserer Feldzüge seyn, fragte der Weise? O! rief Pyrrhus, wer könnte sich dann enthalten, das nahe liegende Carthago und endlich ganz Afrika einzunehmen.

Aber

Aber wenn wir das alles werden ausgeführt haben, erwiederte der Frager, was werden wir nachher noch zu thun haben. Pyrrhus lachte, o mein lieber Kineas, dann wollen wir in guter Ruhe leben, täglich schmausen und mit einander fröhlich und lustig seyn. Als Kineas den Pyrrhus so weit gebracht hatte, sagte er, was hindert uns denn, das jezt gleich zu thun, da wir es ohne Mühe thun können? Warum sollten wir erst durch vieles Blutvergießen, Gefahren und Unglück, das zu erlangen suchen, was wir ohnehin schon besitzen, wenn wir es nur gebrauchen wollen. Diese Erinnerung des weisen Kineas machte den König vielmehr verdrüßlich als daß sie seinen Entschluß hätte abändern sollen. So unersättlich ist die Begierde des Menschen nach Geld und Gut, Macht und Ansehen. Deßwegen behauptet ein gewisser Schriftsteller, jede Tugend sey um einen bestimmten Preis feil, oder, wie König Philipp von Macedonien mit andern Worten von den Griechen zu sagen pflegte: Es ist keine Festung unüberwindlich, wenn sie nur von einem mit Gold beladenen Maulesel kann bestiegen werden. Doch diese Behauptung ist zu allgemein. Der Mensch kann seyn, wie er soll seyn.

Die Geschichte nennt viele erhabene Seelen, die von aller Habsucht und Eigennutz unbefleckt geblieben sind, und etwas Bessers kannten als Erdengüter; und ihr Geschlecht ist noch nicht ausgestorben.

Häuslichkeit.

Die Häuslichkeit ist ein guter Zehrpfennig, ein gutes Heurathgut. Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man auch aus. Was besser ist als eine Laus, das trag' mit nach Haus. Was man nicht braucht, muß man nicht kaufen, wenn's noch so wohlfeil ist. Es ist leichter zwey Heerde bauen, als auf einem immer Feuer unterhalten. Junges Blut spar dein Gut, die Armuth im Alter wehe thut. Schlecken und Naschen macht leere Taschen. Mit Sparen wird man reich. Doch hungern heißt nicht Brod sparen. Man kann nicht von der Luft leben. Man muß sich nach der Decke strecken. Man muß leben, wie man kann, nicht wie man will. Wenig und oft macht auch viel. Viele Federn machen auch ein Bett. Wo es immer tröpfelt, wird's nie trocken. Selbst gesponnen, selbst

gemacht, rein dabei sey Baurntracht. Auf Gott trau, Arbeit nicht bau und leb' genau.

Die Häuslichkeit besteht in der Geschicklichkeit, das Erworbene so zu verwalten und zu gebrauchen, daß es den größten Nutzen und Bequemlichkeit verschaft. Sie verwendet nichts überflüßig, noch unnütz, läßt aber auch der Nothdurft und Bequemlichkeit nichts abgehen, denn hungern heißt nicht Brod sparen. Sie weiß alles bis auf die letzten Fasern zu gebrauchen, und so in und auf einander zu ordnen, daß Zeit und Aufwand vermindert, und die Brauchbarkeit und der Nutzen jedes einzelnen Dinges vermehrt wird. Der gute Hauswirth macht es wie Gott in seiner großen Haushaltung. Gott hat alles genau abgemessen, nichts mangelt, nichts ist überflüßig, er verwendet die ganze Kraft eines jeden Dinges, nichts geht verlohren; ist es in dieser Form verbraucht, so erscheint es in einer andern wieder, alles greift in einander ein. Dadurch ist für die Nothdurft, für die Bequemlichkeit, ja sogar für das Vergnügen hinlänglich gesorgt.

Die Häuslichkeit trägt zum Glück der Familien sehr viel bei: denn sie verscheut die nagenden Sorgen und Kummer für die Zukunft, verwahret vor Armuth und vor Ausschweifungen und verschaft die Mittel zur Herz erfreuenden Wohlthätigkeit. Fürchten sie nicht, schreibt Plinius an eine Dame, daß es mir beschwerlich sey, so viel wegzuschenken. Durch meine Mäßigkeit weis ich den geringen Ertrag meiner Ländereyen zu ersetzen und sie ist die Quelle meiner Freygebigkeit. Die Armenpfleger zu London wollten schon wieder aus dem Hause eines Mannes zurück treten, den sie heftig auf eine Magd zürnen sah'n, weil sie eine Kerze einige Minuten unnütz brennen ließ. Der Mann rief aber die Pfleger zurück, und zahlte für die Armen 25 Thaler. Sie verwunderten sich über seine Wohlthätigkeit, da sie eben nicht undeutliche Merkmale von Kargheit an ihm bemerkt zu haben glaubten. Wie könnte ich, sagte er ihnen, so viel für die Armen thun, wenn ich nicht allem unnützen Aufwand feind wäre? Eine so edle Absicht setzt der Häuslichkeit die Krone der schönsten Tugend auf.

Heurath.

Jung gefreyet, hat nie gereuet. Heurath in Eile, bereut man mit Weile. Die warten kann, kriegt auch 'n Mann. Heurathen ist nicht Kappen tauschen. Sie ist mannsüchtig, mit ihr läßt sich ein Kuppelpelz verdienen.

Die Liebe soll die Heurathen schließen. Die Liebe soll aber vernünftig seyn, sie soll einen würdigen Gegenstand wählen. Nicht die äußere Frpm allein, die gar zu gebrechlich ist, sondern vorzüglich die Gemüthseigenschaften sollen die Wahl bestimmen. Tugend ist der Grund der dauerhaftesten Liebe. Allein der kalte Eigennutz ist gewöhnlich der Stifter der Ehen, deßwegen sieht man so viele unglückliche Eheleute. Solon, der Gesetzgeber von Athen, hat das Heurathgut der Töchter ganz aufgehoben, damit die Heurath kein eigennütziger Handel, sondern die Wirkung der Liebe und Freundschaft seyn möchte. Nur drey Kleider und einen geringen Hausrath durfte die Braut aus ihrem väterlichen Hause mitbringen. Bei manchen Völkern mußte der Mann wohl gar die Tochter den Eltern und Brüdern abkaufen. In den höhern Ständen wählen gewöhnlich die Eltern den Ehegatten

für ihre Kinder, die dann ein Schlachtopfer ihres Ehrgeizes oder Eigennutzes werden. Die Eltern sollen aus dem Schatze ihrer Klugheit den Kindern rathen, und diese den gutgemeinten Rath beherzigen. Die alten Bojer ließen ihren Töchtern doch einige Freyheit beym Freyen. Der Vater, welcher eine Tochter verheurathen wollte, lud viele junge Leute zu Tisch. Derjenige, welchem die Tochter nach der Mahlzeit das Wasser reichte, führte die Braut heim. Sie verheuratheten ihre Töchter sehr früh; sie dachten, wenn die Birn zeitig ist, soll sie genossen werden, sonst verliehrt sie allen Geschmack. Denn die Mädchen gehören unter die Waaren, von denen die Rechtsgelehrten sagen, daß sie durch's Aufbehalten schlechter werden.

Hoffart.

Die Hoffart kommt vor'm Fall. Die Hoffart muß viel leiden. Armer Leute Hoffart dauert nicht lange. Er stinkt vor Hoffart. Es kommt alles auf's Höchste. Er weis nicht, wie er vor Hoffart einhergehen soll. Ein jeder soll sich nach seinen Stand tragen. Kleider machen Leute.

Die Hoffart ist eine Aeusserung des Stolzes durch Kleidung und Pracht, womit sich jemand über seinen Stand erhebt. Er will die Art des Hofes nachmachen. Es ist immer ein Zeichen eines schwachen Geistes, wenn jemand auf solche Aeußerlichkeiten einen hohen Werth setzt. Man trift bei allen Völkern Verzierungen ihres Leibes an, die geringern wollen den Vornehmern alles nachmachen, daraus entstehen die Hoffarten. Die Vornehmen denken dann auf neue Auszeichnungen, daher entspringen die Moden. Die alten Deutschen hüllten sich anfänglich in Bärenhäute. Später war die Wolle die gewöhnliche Tracht. Linnen wurde nur bei hohen Festen vom hohen Adel zum größten Putze noch im 14ten Jahrhundert gebraucht. Hemden, Tisch- und Bettwäsche kannte man noch nicht. Eine Streue war das Bett und ein Stück Holz das Kopfkissen. Selbst in Frankreich, der fruchtbaren Mutter der Moden, sah es im 14ten Jahrhundert mit der Hoffart noch sehr ärmlich aus. Die Sitze am französischen Hofe waren noch Schemel und Bänke; nur der König hatte einen mit rothem Leder überzogenen Armstuhl. Die Gemahlin des Königs Karl VII., die im Jahr 1463. starb, war die einzige Person in Frankreich, die zwey Hemden hatte.

Noch zu den Zeiten Jacob I. in England, so: hin zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, giengen nur Gräfinnen im Hemde zu Bette. Heinrich II. von Frankreich zog zum erstenmal auf der Hochzeit seiner Schwester seidene Strümpfe an. Von den Höfen kamen diese Kostbarkeiten über die vielen Stufen des Adels und der Officianten unter das Volk. Die Nationaltrachten wurden bei den gebildetern Völkern in Europa durch die französischen Moden verdrängt. Bis sich aber eine dergleichen Mode über das übrige Europa verbreitete, war in Paris schon wieder eine neue im Gang. Deßwegen wußte der Mahler in Rom, der dem Pabst Julius II. jede Nation in seiner Nationaltracht mahlen mußte, nicht, was er mit dem Franzosen machen sollte. Er mahlte ihn nackt, und dazu allerley Zeuche, Tücher, Spitzen, Bänder &c. womit er sich gleichwohl selbst alle acht Tage eine neue Kleiderform bilden möge. Es wäre gut, wenn ein jeder Stand eine besondere Auszeichnung in seiner Kleidung hätte; man würde auf den ersten Blick wissen, wen man vor sich hat. Ehemals hatte eine solche Auszeichnung unter den verschiedenen Ständen ziemlich allgemein statt. Allein die Hoffart trieb die Leute aus diesen Schranken. Sie wollen immer mehr scheinen

als sie sind. Man glaubt jezt manchmal einen Staatsbeamten von hohem Rang vor sich zu haben, bei näherer Untersuchung findet man, daß der Mensch weiter nichts versteht, als den Bart zu scheren. Auch der entgegengesetzte Fall kann oft eintreffen, wenn sich jemand unter seinen Stand kleidet. So ließ sich der Achaische Feldherr Philopömen zu Megara zu Gast bitten. Er kam allein in einem schlechten Kleid. Die Frau des Hauses hielt ihn für einen Bedienten des Generals, und ersuchte ihn, etwas Holz zu spalten, weil sie die Hände voll Arbeit hätte, um das Gastmahl zuzubereiten. Philopömen warf sein Oberkleid weg, und gieng zur Arbeit. Unterdessen kam der Mann des Hauses und erblickte den General, wie er eben aus allen Kräften Holz spaltete. Voll Erstaunen rief er: was soll das bedeuten. Was sonst, sagte der hohe Gast, als daß ich wegen meines schlechten Anzuges gestraft werde. Eine vernünftige Kleiderordnung würde der Unordnung, der Hoffart und den daraus entspringenden Uebeln Schranken setzen und viele Familien vom Verderben retten.

Hofnung.

Hoffen und harren macht manchen zum Narren. Die Hofnung ist in Bronnen gefallen. Er lebt von der Hofnung. Es hat der Letzte noch nicht geschoben. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wer weis, wem der Vater den Schimmel schenkt. Wird nicht gleich aus seyn, es kommt schon besser. Der Himmel ist nicht für die Gänse gebaut. Unverhoft kommt oft. Der Himmel hängt voll Baßgeigen. Ein Vogel in der Schüssel ist besser, als 100 auf'n Zaun. Er ist zwischen zwey Stühle niedergesessen. Er ist mit einer langen Nase abgezogen. Es kommt nichts bessers nach.

Die Hofnung ist die Erwartung eines wahrscheinlich erfolgenden bessern Zustandes. Sie ist die Gefährtinn eines jeden Sterblichen. Denn jeder findet in seinen gegenwärtigen Zustand Mängel, von denen er frey seyn möchte. Er denkt sich diesen mängellosen Zustand, der ihn entzückt. er überlegt die Wege, die dahin führen könnten; seine Einbildungskraft trägt die Berge ab, und füllet die Thäler aus, die dazwischen liegen, um ihm die Steige zu ebnen. Allein, wenn sich

die Einbildungskraft eine gute Weile mit so schweren Arbeiten angestrengt hat, so ermüdet sie, und die Hofnung sinkt. Kaum aber kommt wieder ein Umstand zum Vorschein, welcher der Erfüllung des Wunsches günstig ist, ob er gleich für sich allein gar keine hinreichende Kraft hat, das sehnliche Gut zu bewirken; so lebt die Hofnung wieder von neuem auf, und die Einbildungskraft geht wieder an die Arbeit. So hält die Hofnung den Sterblichen hin. Sie tischet ihm Schaugerichte auf, wobei man Hungers sterben kann. Dem ohngeachtet was würde aus manchen Menschen werden ohne diesen Morgenschein, der noch einen Tag erwarten läßt. Sie träufelt auf die schmerzenden Wunden einen lindernden Balsam, verläßt den Menschen nicht, wenn ihm alles den Rücken kehrt; reißt ihn noch vom Rande der Verzweiflung zurück, und hält ihn in ihren Armen, bis ihn der Athem verläßt.

Höflichkeit.

Höflichkeit schadet nie. Hofmanier führet irr.

Das gefällige Betragen gegen andere im Umgange, welches an den Höflingen vorzüg-

lich mag bemerkt worden seyn, wird mit dem Namen Höflichkeit bezeichnet. Die Annehmlichkeit des Umganges und die persönliche Sicherheit und Ruhe in der Gesellschaft hat gewiß sehr viel durch die Höflichkeit gewonnen. Die Aufrichtigkeit aber, und Wahrhaftigkeit hat dabei verlohren. Denn die meisten Höflichkeitsbezeigungen sind falsche Münze, die keinen innern Gehalt haben. Freylich wird damit nur der Unerfahrne betrogen: die übrigen wissen den Sinn eines jeden Komplimentes, jeder Beugung, Mine, Wortes, jede Höhe oder Tiefe des Tones richtig zu deuten. Zum Besten der Einfältigen wäre es gut, ein Höflichkeits-Lexicon zu veranstalten, worin die conventionelle Höflichkeitssprache nach ihrem wahren Sinn verdolmetschet würde. Der alte Guevarra hat diesen Einfall schon ergriffen, indem er in einem seiner Briefe schreibt: „Jezt nennt man einen Hoffärtigen edel, einen Verschwender vornehm, den Unbarmherzigen einen gnädigen Herrn, den Heuchler vorsichtig, einen Bösewicht weise, einen Zungendrescher hochgelehrt, einen Ehebrecher artig, einen Pflastertreter emsig, einen Schwätzer beredt, einen Geizhals häuslich, und den sittsamen Menschen einen Narrn.“ Man sieht aus diesem Fragment von einem Wörter-

Buch, daß die Spanier in vielen Stücken mit uns Deutschen übereinkommen. Die bei der eigentlichen Bedeutung der Worte und Redensarten bleiben, und jedes Ding beym rechten Namen nennen, werden unter die groben Leute gezählt, die keine Lebensart besitzen, die keine Verziehung genossen haben, die in die feine Welt nicht taugen rc. Es ist jedoch diese Höflichkeitssprache keine Erfindung neuerer Zeiten. Schon in den alten Zeiten lebten feine und grobe Leute: denn als Philipp, König von Macedonien, die Festung Olynth durch Verräth eroberte, so wurden die zwey Verräther von den groben Macedoniern, die an der Verrätherey nichts edels entdecken konnten, öffentlich beschimpft. Der König, bei dem sich die Verräther beschwerten, gab ihnen die beissende Antwort: „was kümmert ihr euch um die Reden dieser groben Leute, die jedes Ding nur beym rechten Namen zu nennen wissen. Es gab also damals schon eine höfliche Sprache, nur war sie dem Volke noch nicht geläufig.

Hunger.

Der Hunger ist der beste Koch, was er nicht mag, das ißt er doch. Ein hungriger Magen hat keine Ohren. Der Hunger thut wehe. Fischen und jagen macht einen hungrigen Magen. Er weis nicht, wie das Brod für Hunger geht. Er sieht aus, wie die theure Zeit, wie der Karfreytag, als eß' er die Woche einmal.

Der Magen ist ein ungestümer Gläubiger, der über einen Tag nicht abwarten will.

Im Fall der Noth aber ist ihm nicht leicht eine Zahlung zu schlecht. Außer dem Nothfall ist der Geschmack, der am Eingange sitzt, ein sehr kritischer Visitator. Doch kommt es nur darauf an, wie man ihn zieht. Die Einwoh-ner von Sybaris auf Sicilien haben ihren Ge-schmack so verzärtelt, daß sie zuletzt Preise für Köche aussetzen mußten, die im Schmausfa-che neue Entdeckungen machten. Die Spar-taner hingegen wußten ihm seine Heikelkeit zu vertreiben. Sie setzten ihm die gemeinsten, und schlecht und recht zubereiteten Speisen vor, und überließen es ihm, was er damit machen wolle. Er ließ sie gerne passiren. Ein spartanischer Koch entdeckte dieses Geheimniß dem Könige Dionys von Syracus, dem die Mahlzeit zu Sparta gar nicht schmecken woll-te. König, sagte der Koch, du hast kein Ge-würz mitgebracht, das bey uns jeder selbst mitbringen muß. Welches Gewürz? fragte der Tyran. Ermüdung, Hunger und Durst, ver-setzte der Koch. Der große Alexander hatte anfänglich die nämliche Meinung mit dem Koch von Sparta. Der Königin Ada von Carien, die ihm eine Truppe der treflichsten Köche ver-ehrte, ließ er sagen: Dieses Geschleppe wäre ihm ganz unnütz. Er hätte weit bessere Köche von seinem Hofmeister Leonidas erhalten: der eine heiße starke Bewegung vom Morgen bis Mittag, dieser bereite ihm ein gutes Mittag-mahl; der andere heiße Mäßigkeit beym Mit-tagmahle, und dieser bereite ihm ein ge-schmackvolles Abendessen. Schade! daß Ale-xander diese schöne Lehre seines Hofmeisters in Babilon ganz vergessen hatte.

Gegenstände der Sprichwörter, welche das erste Bändchen enthält.

	Seite
Absicht	9
Adel	14
Alter	20
Amt	28
Arbeitsamkeit	34
Argwohn	40
Armuth	43
Aufsicht	47
Ausreden	50
Bauer	52
Beleidigung	58
Beruf	60
Beschimpfung	62
Besserung	64
Bestechung	66
Betrug	68
Bettler	70
Beyspiele	72
Böses	75
Dankbarkeit	77
Dieb	79
Dienstfertigkeit	82
Dummheit	84
Ehestand	86
Ehre	91
Ehrlichkeit	95
Einbildung	99
Erfahrung	101
Erziehung	104
Falschheit	109
Feindschaft	113
Fleiß	116
Freundschaft	118
Freyheit	120
Friedfertigkeit	123
Fröhlichkeit	125
Fürst	127
Furcht	129
Gastfreyheit	134
Gebeth	136
Gebräuche	138
Gedanken	141

	Seite		Seite
Geduld	142	Gewinn	188
Gefahr	144	Gewissen	190
Geistliche	146	Gewohnheit	192
Geiz	149	Gleichheit	196
Geld	150	Glück	198
Gelegenheit	154	Gott	202
Gelehrte	156	Größe	205
Genauigkeit	167	Habsucht	207
Genügsamkeit	168	Häuslichkeit	210
Gerechtigkeit	170	Heurath	213
Geschenke	173	Hoffart	214
Geschwindigkeit	174	Hofnung	218
Gesellschaft	176	Höflichkeit	219
Gesundheit	180	Hunger	221
Gewalthaber	185		

Ende des ersten Bändchens.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mayer, Thomas

Baiersche Sprichwörter mit Erklärung ihrer Gegenstände zum Unterricht und Vergnügen

Bd.: 1

München (1812)

Bavar. 1793 m-1/2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10376487-8